DER MARIENBOTE



September 1946

PRINTING and STATIONERY

of all kinds and for all occasions.

We specialize in satisfying the printing requirements of parishes and hospitals.

Wedding invitations and Memorial Cards a specialty.

THE MARIAN PRESS

Phone 4044 — 922-24 Victoria Ave. — Regina, Sask.

WESTERN CANADA'S FAVOURITE CLOTHES FOR MEN

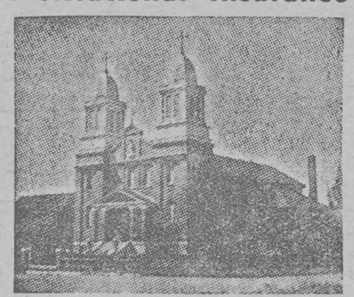


"Ware's Wares Wear Well"

1719 Scarth St. —:— REGINA

Inhalt

Institutional Insurance



We specialize in Insurance on Churches, Colleges, Hospitals and Convents.

Replacement values in some instances are up over 50%

Expert advice on how to fully protect your property at reasonable cost.

For particulars write or see us.

C. FRANKE & CO.

General Insurance Agents

701 Confederation Life Bldg.
WINNIPEG, MAN.
- Phone 95 090 -

Wenn Du immer noch Deine Muttersprache liebst und pflegst, dann lies das Buch

„Die Muttersprache"

von Joh. Schultz O.M.I.

Grosswerder, Sask.

Zu beziehen vom Author selbst.

DIE MONATE GOTTES

A book about nature, man and God; by Rev. Fr. H. Krawitz, O.M.I. Printed in German in a large and clear type; beautifully illustrated with many original pictures and is well bound. Price: 60 cents. A limited quantity of these still on hand. Order yours now from:

THE MARIAN PRESS

922-24 Victoria Ave. — REGINA, Sask.

PHONE 5572 **Vince Leier and John Leier Sr., Proprietors**

LEIER BROS. TIRE SERVICE

—: Have your Thresher Belts Repaired Before Next Fall :—

VULCANIZING and RETREADING

1714—10th Ave. —:— Regina, Sask.

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: „The Marian Preß", 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — H. Krawitz O.M.I. — Editor

Fr. J. Peters O.M.I. — Assistant Editor.

Nr. 12 September 1946 14. Jahrgang

Dies und Das

September. Die Zeit der Reife ist da. Geschnitten sind die Felder und lange, schwere Garbenreihen zeugen von einer neuen, wunderbaren Brotvermehrung. In geordneter Abwechslung ergossen die Mächte der Natur, die Sonne, die Winde und die Regen, ihre belebenden Kräfte dieses Jahr über unsere Aecker und reiche Frucht ward uns beschert.

Mitten hinein in diesen Segen fielen aber auch die rauhen Schläge der Elemente. Sonnenbrand, Staubsturm, Hagel und Frühfrost sah so mancher Bauer über seine Felder ziehen. Machtlos stand er da, als seine Saaten sterbend sich legten.

Ist uns die Natur freundlich gesinnt oder feindlich? Wandern wir an einem Frühlingstage, oder auch im Sommer, wenn alles in Vollkraft blüht und reift, wenn es über uns fliegt und singt, zu unseren Füßen kriecht und summt, wenn die Sonne uns mit ihrem ganzen Licht beschenkt und Seen und Wälder und Täler und Höhen wie ein Lied der Freude und der Schönheit vor uns liegen: Wandern wir in so einen Sommer hinaus, aus dem Staub und den Sorgen des Alltags hinein in die Wunder der Gotteswelt, dann durchströmt unsere Seele ein Fühlen der Liebe zur Natur, deren sonnige, duftende, singende Freundlichkeit so viel unaussprechbar Schönes für uns hat.

Wenn aber eisige Schneestürme todesdrohend unsere Lande durchziehen, wenn wir die Meere sehen, deren wilde Orkane unzählige Menschen hinabgerissen haben in die schaurigen Tiefen der Wasser, wenn die Erde sich aufbäumt in schrecklichem Erdbeben und ihre Berge Feuer speien, Städte und Länder und Leben zerschlagend und versengend, wenn Sonnenglut unsere Saaten verbrennt, wenn die Natur ihre Disteln zeigt und ihre kahlen Wüsten, wenn sie ihre Heuschreckenwolken aussendet und ihre Hagel, dann ruft der Mensch erzitternd:

Wehe uns vor der Natur!

Es gibt eben in der Natur nicht nur Grünen und Blühen, es gibt dort auch Welken und Sterben. Nicht nur sonnige Freundlichkeit, sondern auch donnernde Schrecklichkeit. Nicht nur Hoffen, sondern auch Verzweifeln. Neben Lieblichkeit schleichende Heimtücke. Frohes Singen und finsteres Drohen, Segen und Fluch, helle Freuden und abgrundslose Tiefen des Wehs.

Was ist uns nun die Natur? Ist sie uns freundlich oder ist sie uns feindlich?

Die Natur ist das, was der Mensch ist: Eine Schöpfung, erdacht von Jenem, Der die Liebe ist und die Herrlichkeit.

Und eine Schöpfung, die da leidet wie der Mensch unter dem Fluch der Erbschuld.

Mensch und Natur sind tief miteinander verbunden. Dieselben Grundstoffe, die den Staub formen und den Stein, die den Sonnen und den Sternen Licht geben und Gestalt, dieselben Kräfte, die der Blume Farben bauen und aller vernunftslosen Kreatur Wachstum, Vermehrung und Sterben lenken, dieselben Grundstoffe trägt der Mensch in sich und an sich.

Dem Leibe nach ist er ein Stück der großen Natur.

Und wie alles in der Natur voneinander abhängt, einander ergänzt und nährt und entwickelt, so schaffen auch Mensch und Natur ineinander und miteinander.

Von der Natur kommen dem Menschen Nahrung und Kleidung, und die Natur erhält vom Menschen die Ordnung des Geistes, so daß ihre Felder Früchte tragen in segnender Menge und ihre Kräfte sich fügen den Plänen großer Ideen.

Seit jener Stunde, in der der Allmächtige den erdgeformten, gottdurchgeisteten Menschen als Krone und Herrn in die Schöpfung gesetzt, seit jener Stunde gehören Mensch und Natur zusammen.

Und als Gott den Fluch der Erbschuld aussprach, die Natur zum Land der Verbannung und zum Tal der Tränen des verstoßenen Menschen erwählend, da begann die Natur auch teilzunehmen an dem auf uns lastenden Fluch — und auch an den Geheimnissen unserer Erlösung.

Auch „die Schöpfung wurde der Hinfälligkeit unterworfen", dem Gesetz des Leidens, der Zerstörung und des Sterbens. Und auch der Schöpfung blieb die Hoffnung, daß sie von der „Knechtschaft der Vergänglichkeit frei und an der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes teilnehmen wird", sagt das Buch Gottes.

So ist denn die Natur mit ihrer Sonne und mit ihren Blumen nichts anderes als ein großes Lied der Erinnerung an die Tage des Paradieses. Und ihre Dürren und Katastrophen sind ihr Lied der Wehklage, der Angst und der Sehnsucht einer fluchbeladenen, nach Gott zurückverlangenden Schöpfung.

Den Hauptteil dieser Lieder singt der Mensch.

Unser Körper, der erdgeformte, singt dieselbe Melodie wie die Natur. Er hat, wie alle andere Kreatur, seine guten und seine kranken Tage, hat Leben und Wachsen, Zusammenbrechen und Sterben.

Im Menschenkörper aber lebt der Geist. Und wie dieser Geist zu Zeiten, die vor der Erbschuld liegen, die Bestimmung hatte, dem Glück der reinen, schuldlosen Schöpfung Stimme und Liebe zu geben, so ist er es jetzt, der in Worten, in Tränen, in Beten und in Taten das Wehklagen der verstoßenen Schöpfung zum Ausdruck bringt.

Wo jedoch im Menschen das Wort „Gott" noch nicht verlöscht ist, da singt der Geist noch ein anderes Lied. Ein Lied, dem nicht die Trauer der Natur, dem die Freude der Erlösung Grundton und Note gibt.

Einen Regenbogen spannte Gott von der Erde zum Himmel und vom Himmel wieder zurück zur Erde, Noe zum Zeichen, daß für Mensch und Kreatur die Stunde der Erlösung von der Sündflut gekommen sei.

Und dann kam Er selbst auf Erden, Er, der in Seiner Gottmenschlichkeit herrlicher, inniger und tiefer als Noe's Regenbogen Himmel und Erde mit dem Bande der Versöhnung zusammenschloß.

Befreit von der „Knechtschaft der Vergänglichkeit" ward der Menschengeist, erlöst die Seele von Tod und Not zur Freiheit eines neuen Lebens.

Sie kann jetzt wieder singen jenes große, heilige, jubelnde Lied, das droben in den Himmeln, in Gott Dem Dreieinigen, seinen herrlichsten Ausdruck hat. Das Lied, dessen Grundton die Ewigkeit des Lebens ist, die Ewigkeit der Liebe und der Freude.

Wie die Sonne einer neuen Welt kam das Christentum in die Schöpfung. Wohl hat bis jetzt nur die Seele ihre Erlösung gefunden. Wohl seufzt die stoffliche Natur, angefangen von unserem Körper bis zum letzten Blättlein unserer Wälder und zum winzigsten Körnlein des Staubes, wohl seufzt dieses alles immer noch unter der „Knechtschaft der Vergänglichkeit".

Es ist aber mit dem erlösenden Christus ein großes Hoffen auch in die stoffliche Kreatur gekommen, von der die Hl. Schrift sagt, daß auch sie ergriffen sei von der Sehnsucht nach jener versprochenen Stunde, wo alles, befreit vom Fluch der Sünde, teilnehmen wird an der Freude der Gotteskinder. Wo nicht nur der Mensch, wo auch

die vernunftlose Schöpfung zurückkehren wird zum Glück des Paradieses.

„Wohl sind wir gerettet, aber wir stehen noch im Hoffen... was wir nicht sehen, darauf hoffen wir und warten in Geduld", ist in der Schrift Gottes gesagt.

Wo der Mensch von diesen Worten erfüllt ist, da sind ihm die Finsternisse und die Blitze, die tobenden Wasser und die Feuer der Natur keine unverstandenen Schrecken mehr. Da sind sie ihm eben jener Ausdruck des Schmerzes, des Wehklagens und der Sehnsucht, der überall dort sich einstellt, wo Verstoßenheit von Gott herrscht.

Und sie sind ihm auch erschütternde Erkenntnis, daß Ordnung und unvergehbares Glück, diese ewigen Sehnsüchte der Menschheit, nur dort sein können, wo kein Mißton sich drängt zwischen Schöpfer und Geschöpf. Wo das große Lied der Schöpfung mit all seinen natürlichen und sittlichen Noten so rein und so unangetastet bleibt, wie es aus Gottes Willen und Gottes Weisheit hervorgegangen.

Wo aber die Sonne des Christentums verfinstert wird, durch Unglaube und Götzendienst am Irdischen, da ist die Natur dem Menschen immer noch mehr Schrecken als Segen, mehr Drohen als Dienen, mehr feindlich als freundlich gesinnt.

Da kommt es vor daß Menschen hungern aus Brotmangel, während andere zur selben Zeit leiden müssen wegen Ueberfluß des Brotes.

Da geschieht es, daß die Natur nicht nur mit Erdbeben, Ueberschwemmung und Sonnenglut den Menschen geißelt, daß sie aber auch alle jene Kräfte blitzend und donnernd über die erschreckte Erde herfahren läßt, die der Mensch in seiner Hand zu haben dachte, als er Gas, Feuer, Elektrizität, Eisen und alle anderen ihm erreichbaren Rohstoffe und Energien in seine Maschinen zwang.

In seine Maschinen des Krieges!

Der Regenbogen der Versöhnung zwischen Gott und Kreatur ist geschlossen. Eine neue Zukunft winkt aller Schöpfung, und jedes Leid wird sein Ende haben.

Nicht zu jener Stunde jedoch wird diese allgemeine Erlösung kommen, die der Mensch dazu erwählt, der Mensch mit seinen Programmen und Fünf- oder Zehnjahresplänen, sie wird kommen an jenem Tag, den Gott dazu erkoren. Es wird das sein zu einer Zeit, in der sich an der Sünde und an der Gottvergessenheit alles erfüllt haben wird, was in der Geheimen Offenbarung des hl. Johannes geschrieben steht:

„Dann sah ich ein Tier und die Könige der Erde versammelt, um Krieg zu führen mit dem, der auf dem Rosse saß, und mit seinem Heere. Da ward das Tier ergriffen und mit ihm der falsche Prophet, der von ihm die Wunderzeichen tat und damit jene verführte, die das Zeichen des Tieres trugen und sein Bild anbeteten. Beide wurden bei lebendigem Leib in den Feuerpfuhl geworfen, der von Schwefel brennt, die übrigen fielen durch das Schwert.

Schluß auf Seite 15

Meine und deine Verantwortung

In allen unseren Kirchen brennen rote Lichtlein. Sagte da jüngst einer mit schwerem Herzen und schweren Gedanken: „Hier also soll die ewige Liebe wohnen. Da essen sie das Brot der Liebe. Da beten sie um Liebe. — Und unsere Erde ist so kalt!"

Daß es so kalt ist unter den Menschen, dafür haben ich und du Antwort zu stehen. In meiner und deiner Umgebung soll es warm sein. Die Menschen werden erst dann an die Religion der Liebe glauben, wenn sie tätige Liebe spüren (Bischof Ketteler). Dieser Sieg des Christentums liegt auch in meiner und in deiner Hand.

Die Apostel waren ratlos vor den Tausenden in der Wüste. Der Herr sagte ihnen mit besonderer Betonung: „Gebt ihr ihnen zu essen" (Lk. 9, 13)! Gegen alle menschliche Hoffnung gingen die Apostel an das Speisungswerk mit ihrem geringen Reisevorrat. Dann kam die göttliche Wundermacht. Und für jeden der Zwölf blieb ein voller Brotkorb übrig.

Wenn wir, gegen alle menschliche Hoffnung und Berechnung, den Mut und die Liebe aufbringen, unser Eigentum, unseren kleinen Vorrat und unser zages Herz mit den vielen Tausend zu teilen, die in einer Wüste unser harren, dann wird wohl auch für uns eine göttliche Wundermacht kommen der Brotvermehrung und Liebesmehrung. Und jedem, der Apostel und Gesandter der göttlichen Liebe sein will, wird ein voller Brotkorb übrig bleiben. Heilige Ernte der Liebe.

Johannes Nar.

Der Heimkehrer

Vom Reimmichl

Es war an einem Samstag im August 1919. Ein tiefblauer Himmel wölbte sich über Innsbruck und die sonnenglänzenden klaren Berghäupter schauten warm und heimselig in die Stadt herein. Durch die Albrechtstraße herauf schritt müde ein Mann, der eine russische Uniform und eine österreichische Militärmütze trug. Sein Gesicht war erschreckend mager, und der schwarze, von einzelnen grauen Haaren durchzogene Vollbart ließ es noch viel magerer erscheinen, als es war. Vor dem Haus Nummer 14 blieb er einen Augenblick stehen, trat dann ein und ging durch die Hausflur in den Garten auf einen Stöcklbau zu. Von dorther kam ihm ein kleiner, kugelrunder Herr entgegen, der ein unruhiges Geschau in seinem Sadduzäergesicht hatte.

„Grüß Gott, Herr Balwin," sagte der Russische; „kennen Sie mich nimmer?"

„Habe nicht die Ehre," erwiderte der andere kurz und abweisend.

„Praktikant Gerald, Ihr ehemaliger Mieter."

„Was der Gerald! Donner und Doria, stehen die Toten auf? Mensch, was fällt Ihnen denn ein, fünf Jahre im Grabe zu liegen und dann plötzlich unter den Lebenden zu erscheinen? Hahaha. Aber freut mich, gratuliere zur Rückkehr."

„Wohnt meine Frau noch hier im Stöckl? Lebt sie überhaupt noch?"

„Hier wohnen tut sie nicht mehr, aber leben, ja — frisch und gesund. Warum soll sie nicht mehr leben? Hier in Innsbruck war kein Schützengraben und keine Choleraepidemie, hahaha. Warum nicht leben? Hahaha."

„Ich hab nur gemeint, weil ich seit 1914 nichts mehr von ihr gehört hab. Kummer und Sorgen können einen Menschen . . . ."

„Hahaha, mit Kummer und Sorgen wars' nicht so weit her, und unsere Frauen wissen sich schon zu trösten."

„Wie meinen Sie das, Herr Balwin?"

„Gerald, Sie kommen doch nicht aus einer anderen Welt, und es wird in Rußland nicht anders gewesen sein, als bei uns. Bei dieser Männerüberschwemmung haben unsere Kriegerfrauen und -Bräute leicht einen Tröster gefunden, hahaha."

„Herr Balwin, Sie wollen doch nicht sagen, daß meine Frau . . . ."

„Ich sage gar nichts. Will nichts gesagt haben, ich rede nur im allgemeinen."

„Wo wohnt meine Frau jetzt?"

„Sie hat vor zirka zwei Jahren wegen — — nun aus verschiedenen Ursachen Innsbruck verlassen, und wenn ich mich recht erinnere, in Lamberton droben ein Quartier genommen."

„Mit den Kindern?"

„Wahrscheinlich. Sicheres weiß man heute überhaupt nichts, hahaha."

In diesem Augenblick rief vom ersten Stock herab eine Stimme:

„Herr Balwin!"

„Entschuldigen," sagte das Männlein zum Heimkehrer, „ich muß ins Geschäft hinauf. Wenn Sie warten wollen, bin ich in fünf Minuten wieder da."

Der Soldat nickte leicht, als aber das Männlein die Stiege hinaufgewatschelt war, drehte er sich rasch um und wankte zum Tor hinaus. Lange Zeit irrte er wie ein Geistesverwirrter durch die Gassen, dann trat er in die Servitenkirche, setzte sich in eine Bank, stützte den Kopf in die Hände

Die Liebe

Nach St. Paulus 1. Kor. 13

Die Liebe ist voll Langmut und Geduld,
Ist freundlich stets und übt, was recht und billig,
Sie eifert nicht, ist niemals eigenwillig,
Kennt keinen Stolz, ist immer voller Huld.

Die Liebe läßt sich nicht durch Haß erbittern,
Sie sucht das Ihre nicht, noch trachtet sie
Nach andrer Schaden, duldet Unrecht nie,
Und läßt den Schwachen nicht vorm Starken zittern.

Sie glaubt, sie hofft, verträgt und duldet alles,
Und selbstlos nimmt sie nichts dafür in Kauf;
Stückwerk ist unser Wissen bestenfalls.
Die Liebe aber höret nimmer auf. — — —

Wie stürmisch auch des Lebens Meerfahrt sei:
Dir als ein Dreigestirn zu dienen
Bleibt Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei;
Doch Liebe ist die größte unter ihnen.

Richard Zoozmann.

Mein Lieb

Mein Lieb hat rote Wangen nicht
Und hat kein golden Haar;
Mein Lieb hat Furchen im Gesicht,
Und trüb ist seiner Augen Licht,
Das einst so leuchtend war.

Mein Lieb ist nimmer jung und schlank
Wie eine frische Maid;
Mein Lieb ist alt und müd und krank;
Das macht, weil seine Seele trank
So viel von Herzeleid.

Mein Lieb hat eine rauhe Hand,
Von Runzeln tief durchsetzt;
Und diese rauhe, liebe Hand
Hat derber Sorgen Schmerzensbrand
In Tränen bleich genetzt.

Und dennoch ist mein Lieb so hold,
So schön und anmutreich,
Denn lauter ist sein Herz wie Gold,
Und seiner Treue Minnesold
Kommt nichts auf Erden gleich.

Und wenn ich meinen warmen Mund
Auf seine Stirne drück,
Dann weint mein Lieb aus Herzensgrund,
Und durch die Seele weh und wund
Jauchzt heißes Mutterglück.

Dann irrt ein Leuchten wunderbar
Durch Aug wie Sonnenschein;
Dann weinen wir zusammen gar:
Ich und mein Lieb im Silberhaar,
Mein altes Mütterlein.

Br. Willram.



und ächzte wie ein Schwerkranker. Er versuchte zu beten, aber es ging nicht. Die Gedanken und Gefühle stürmten zu heftig auf ihn ein. Nach einer Weile zog er einen verschrumpften Brief aus der inneren Westentasche, glättete ihn auf der Bank und überflog ihn mit brennenden Augen. Er lautete:

„Innsbruck, den 5. Oktober 1914. Liebster Mann! Ich berichte dir, daß ich und die Kinder gesund sind. Wie lange ich noch in meinem Zustande gehe, das weiß ich nicht. Sei nur nicht bekümmert um uns, wir haben es gut und sind in keiner Gefahr. Du schreibst mir immer, ich soll dir schreiben. Ich habe dir zwanzigmal geschrieben, wenn du nichts bekommst, kann ich nicht helfen. Schreibe mir schnell wieder zurück, wenn du diesen Brief erhalten hast. Mich freut es sehr, wenn ich sehe, daß du noch lebst; denn unsere Bekannten und Brüder ruhen schon draußen auf dem Schlachtfelde. Wir beten für euch alle und für Dich am meisten, daß wir uns wiedersehen auf dieser Welt, und wenn es nicht sein kann — o mein Gott, hart wär's furchtbar mit den kleinen Kindern und ich allein, du weißt wohl, wie gut ich noch bin. Ich weine viel um dich, aber es hilft doch nichts mehr. Wenn der liebe Gott will, kommen wir wieder zusammen. Ich weiß schon, wieviel ihr aushalten müßt im Kriege, wieviel Hunger und Durst und Kälte — die Verwundeten erzählen es. Ich täte dir gern helfen, wenn ich könnt, und gäb dir zu essen, wenn du Hunger hast. Dann, der Kummer und Sorgen bleiben, bis du kommst oder bis ich sterbe, wenn du stirbst. Dann, ich habe dir ein Wintergewand geschickt, wenn du es nur bekommst. Mache dir um uns keine Sorgen. Wenn nur Du es überlebst, dann werden wir schon wie-

der glücklich. Und schreibe mir, so oft du eine Zeit hast, du machst mir allemal eine große, große Freude. Ich habe von Dir elf Posten erhalten. Einmal ist vier Wochen nichts gekommen, da hab ich mich fürchterlich gesorgt, du bist gestorben. Gottlob, daß es nicht so war. Ich bin immer in Angst und Bangen, aber mach dir wegen meiner nur keine Sorgen. Leb recht herzlich wohl, bis wir uns hier im Leben oder in einer anderen Welt sehen. Von den Kindern einen Gruß und von mir viele tausend Grüße und Küsse. Verzeihe mir, wenn ich dir einmal etwas Uebles getan habe, — ich dir auch. Ich habe diesen Brief an.... geschickt, daß er dir sicherer zukommt, wenn du noch lebst. Ich hoffe es wohl. Gute Nacht. Deine treue, dich in Ewigkeit nicht vergessende Anna."

Diesen einzigen Brief hatte er von seiner Gattin in all den fünf Jahren, seit er in den Krieg gezogen war, erhalten. Hundertmal hatte er ihn schon gelesen, und er kannte ihn längst auswendig. Doch immer wieder zog er ihn hervor, um die lieben Schriftzüge anzuschauen. Und so oft er die Schriftzüge sah, trat das jugendfrische, holde Bild der Gattin ihm vor Augen. Wie hatte er sie geliebt mit allen Fasern seines Herzens, wie hatte die Sehnsucht nach ihr ihn beinahe aufgezehrt in den langen Jahren der Gefangenschaft! Es war schrecklich gewesen in dem weltfernen Ussurskij in Sibirien: Der gräßliche Hunger, die nervenlähmende, tödliche Kälte, die jämmerliche Blöße, die grausame Sklavenarbeit. Aber schrecklicher, bitterer als dies alles mitsammen war etwas anderes. Die meisten seiner Mitgefangenen hatten Briefe und Geld von daheim erhalten. Bloß er und drei Kameraden warteten immer vergebens. Wochen-, monate-, jahrelang — nie kam von ihren Lieben eine Zeile, auf keinen Brief eine Antwort. Schließlich hatte sich der Argwohn in ihre Herzen eingenistet, daß sie von ihren Angehörigen vergessen, verlassen, verraten seien. Ein furchtbarer Unmut, ein Ingrimm sondergleichen bohrte in ihrer Seele. Sie waren anderthalb Tausend Stunden von der Heimat entfernt, hilflos wie die ärmste arme Seele, konnten nichts vorkehren, sich kaum rühren, und die Frauen zu Hause, sie lachten vielleicht und vergnügten sich mit anderen. (Die schlimmsten Gerüchte vom Leben und den Sitten daheim hatten ihren Weg schon bis dorthin gefunden.) Diese Hilflosigkeit, Verlassenheit und der verzehrende Argwohn, das war das Schrecklichste von allem gewesen. Wie oft hatte er den einzigen Brief seiner Gattin, den er jetzt wieder in den Händen hielt, vor Wut zerreißen wollen. Allein so oft er die Schriftzüge betrachtete, verflog sein Zorn. Er konnte es nicht für möglich halten, daß soviel Liebe erkaltet, daß sie ihm untreu geworden wäre. Dann blieb aber nur e i n e s übrig, nämlich, daß sie nicht mehr schreiben konnte, daß sie gestorben war. So hatte er gedacht, das hatte er sich grundfest eingeredet.

Und nun — war er daheim und vernahm, daß seine Gattin lebe, frisch und gesund sei. Also hatte sie ihn vergessen und war ihm wirklich untreu geworden. Da gab es keinen

Wer regiert eigentlich im Haus?

Ein jungverehelichter Bauer trat vor seinen reichen Vater und bat ihn um Rat, wer eigentlich im Haus zu befehlen habe, der Mann oder die Frau? Der alte und erfahrene Bauer lächelte und sagte wissend um diese Dinge: „Hier mein Sohn sind hundert Hühner und ein Pferdegespann. Lade die Hühner auf den Wagen, und wo immer ein Ehepaar wohnt, halte an und forsche nach, wer der Herr im Hause sei. Ist's die Frau, dann schenke dem Paar eines deiner Hühner, ist es der Mann, dann lasse ihnen dein Pferdegespann."

Der junge Bauer setzte sich auf den Bock des Wagens, ließ die Peitsche knallen und fuhr durch die Dörfer, und wo immer er ein Ehepaar antraf, da versuchte er zu erkunden, wer regiere. Als der Bauer neunundneunzig Hühner verteilt hatte und immer noch hoffte, daß er auch einmal einen Mann „als Herr im Hause" antreffen würde, kam er zu einem einsamen Gehöfte. Er sprengte mit seinem Wagen durch die Toreinfahrt, als ihm der Hausherr den Weg versperrte und nach seinem Begehr fragte. Der Ankömmling richtete sofort die gewohnten Fragen an den Besitzer des Hofes. Mit stolzem Selbstbewußtsein antwortete der Angesprochene, daß da selbstverständlich nur er als der Herr im Hause in Betracht komme. „Kannst Du mir das beweisen?" fragte der junge Bauer. Da rief der Hausherr seine Gattin herbei und sie bestätigte, was ihr Mann behauptet hatte.

„Dann darfst Du eines meiner Pferde auswählen," sagte wohlzufrieden der sonderliche Besucher. „Ich denke, ich nehme den Schimmel, so ein Sonntagspferd ist schon lange mein Wunsch."

„Gut, nimm ihn Dir, Du hast ihn redlich verdient."

Aber sogleich zog die Bäuerin den Gemahl beiseite und nach längerer Zwiesprache sagte der Bauer: „Ich möchte doch lieber den Braunen nehmen, der taugt viel besser zur Arbeit."

„Nichts da, Du bekommst das Huhn," sagte der junge Bauer und kutschierte mit dem leeren Wagen heimwärts.

Sollte es nun wieder einmal geschehen, daß ein Bauer nicht weiß, wer Herr im Hause sei und sein Vater schenkt ihm einen Wagen voll Hühner und ein Pferdegespann, und — liebe Leser — der Wagen hält vor Deiner Tür, dann lasse Deinen Gatten wenigstens einmal Herr im Hause spielen, denn ein Pferd ist das wohl wert.

H e r m i n e G r a b e r.

Zweifel mehr. Herr Balwin, sein früherer Hausherr, hatte es ja auch offen und unzweideutig ausgesprochen, daß sie sich an einen Tröster, an einen andern gehängt habe. — Der arme Heimkehrer preßte die Fäuste an seine Schläfen. Durch seinen Körper gingen krampfhafte Stöße, als ob ihn ein Schluchzen erschütterte. Er warf einen sterbenswehen Blick auf das Bild der schmerzhaften Muttergottes und ächzte: „Heilige Maria! Heilige Maria!" — — — Lieber als seine Frau so zu finden, tausendmal lieber hätte er ihr Grab aufgesucht. Grimmig zerknitterte er den Brief in der rechten Hand. Sollte er ihn nicht heute in Stücke reißen? Nein, vielleicht konnte er ihn noch brauchen. Sehen wollte er die Frau noch einmal, wenigstens die Kinder mußte er sehen. Entschlossen stand er auf und ging aus der Kirche.

Das Muttergottesbild

Abendfriede zieht hernieder
In das sonnenmüde Tal,
Auf ein Bild der Gottesmutter
Fällt der letzte Sonnenstrahl.

Einstens haben fromme Hände
Aufgestellt das Heiligtum,
Vöglein singen schlichte Weisen
Zu der Jungfrau Preis und
Ruhm.

Und die Bäume neigen flüsternd
Sich zu andachtsvollem Gruß,
Und es hemmt ein fremder
Wandrer
Vor dem Stein den müden Fuß,

Wie er still das Bild betrachtet
Denkt er an sein Mütterlein,



Betend faltet er die Hände,
Golden glüht der Abendschein.

Frz. Matt.

II.

Am nächsten Mittag war der Heimkehrer droben im Dorf Lamberton und kehrte beim Rößlwirt ein. Viele Innsbrucker Familien hatten ihren Sonntagsausflug da hinauf gemacht, und nicht nur die Veranda, sondern auch die Gaststube war mit einheimischen und fremden Gästen gefüllt. Mühsam gelang es dem Heimkehrer, ein Plätzchen im äußersten Winkel der Gaststube zu finden. Er saß noch keine Minute, da fuhr ihm ein jäher Schreck durch die Glieder. Alle Heiligen, täuschten ihn seine Augen? Die Kellnerin dort am Nachbartisch, das war niemand anderes — nein, das war wirklich und wahrhaftig seine Frau, die Anna. Sie trug ein dunkles Kleid, hatte aber eine schneeweiße Schürze darüber, die ihr ein frisches, heiteres Aussehen verlieh. Ein bischen gealtert war sie, und über ihre Stirn ging eine schmale Falte, doch hatte sie noch ihre blühende Schönheit und ihre Elastizität von früher. Die Gäste scherzten mit ihr und sie lächelte ihnen zu — die Falsche, die Schlange! — Sollte er nicht aufspringen und sie vor allen Leuten zur Rede stellen? Nein, nein, er würde ja nur seine eigene Schande offenbar machen. — Jetzt trat sie her zu ihm. Sie musterte ihn verwundert, er schaute ihr fest und durchbohrend in die Augen. Da tat sie verwirrt und errötete heftig. Doch schnell faßte sie sich und fragte eiskalt und fremd:

„Was ist Ihnen gefällig?"

„Eine warme Suppe, wenn ich haben könnte," sagte er kurz und rauh.

„Ja." — — Sie eilte davon wie eine Flüchtige.

Heiliger Gott, war das eine Heimkehr! — Auf den ersten Blick hatte sie ihn erkannt, die Falsche, darum war sie so errötet; aber sie wollte ihn nicht kennen, sie wollte nichts mehr von ihm wissen. — Als sie die Suppe brachte, starrte er ihr wieder ins Gesicht; sie errötete noch heftiger, kehrte ihm dann aber trotzig und stolz den Rücken und sagte kein Wort. — — Auch recht. Von ihm aus mochte sie tun, was ihr beliebte; er würde sich um das treulose Weib nicht mehr kümmern, ihr keinen Blick mehr zuwenden. Und doch folgte er mit brennenden Augen jeden ihrer Schritte, wie sie von einem Tisch zum anderen ging. Länger als eine Stunde blieb er mit brennenden Augen jedem ihrer Schritte verfolgend. Als ein Gast ihn ansprach, knurrte er ein paar unfreundliche Worte, so daß jeder gern von einem Annäherungsversuche abstand. Endlich gab er der Frau einen Wink, daß er zahlen wolle. Sie trat etwas scheu heran und sagte kurz:

„Zwei Kronen macht es."

Lange Zeit mußte er in seinem zerschlissenen, verwaschenen Geldbeutelchen herumnesteln, bis er die armseligen Papierfetzen zusammenbrachte. Sie langten gerade, daß er seine Zeche begleichen konnte und ein Zwanzigheller-Zettel blieb ihm noch übrig. Den schob er der Frau als Trinkgeld hin. Sie schob ihn zurück, sagte „Danke" und eilte fort. Also, sie wollte gar nichts mehr von ihm. Auch recht. Jetzt war aber alles aus zwischen ihm und ihr. Zitternd vor Weh und Bitterkeit verließ er das Gasthaus.

Draußen fragte er einen alten Mann, der zur Kirche humpelte, ob nicht hier irgendwo eine gewisse Frau Gerald wohne. O ja, da drüben bei der Mairin, sagte der Greis und zeigte mit dem Finger nach einem

schwarzen Häuschen am Ende des Dorfes. Langsam schritt der Heimkehrer auf das Häuschen zu. Als er in die Nähe kam, hörte er aus dem Garten neben dem Häuschen ein helles Kinderlachen. Er schaute zwischen den Sträuchern hinein und sah drinnen ein etwa fünfjähriges Büblein, das mit einer jungen Katze spielte. Auf einer Bank daneben saß eine alte Frau, die las in einem Buche. Der Knabe, dem die goldglänzenden, geringelten Haare bis auf die Schultern herabfielen, hatte ein wahres Engelsgesichtchen. Auf den ersten Blick wußte es der Heimkehrer, d a s war sein Kind, sein Büblein, das er noch nie gesehen hatte. Es glich wie gerissen seiner Frau und dem ältesten Mädchen, das vor der Mobilisierung gestorben war. Rasch entschlossen trat er in den Garten und sagte freundlich zum Knaben:

„Du bist ein braver Junge. Sag einmal, wie heißt denn?"

„I heiß Fizzi," rief der Kleine, der gar nicht scheu tat und die Katze gleich fallen ließ.

Also Fritzl — so wie er; damals, als der Knabe zur Welt kam, hatte die Frau also noch in Treue an ihn gedacht. Der Mann seufzte schmerzlich. Dann fragte er wieder:

„Wem gehörst denn, Kleiner?"

„I gehör der Mami," sagte das Bübchen.

„Wo ist denn der Papa?"

„In Rußland, in Himmi."

Der Mann stutzte. Nach einer kleinen Pause sagte er:

„Du bist aber ein großer Bub. Laß dich einmal aufheben, schauen, wie schwer du bist."

Das Knäblein streckte ihm beide Arme entgegen, er hob es hoch über seinen Kopf empor und schaukelte es droben hin und her, so daß es vor Vergnügen laut aufkrähte; dann ließ er es halb heruntersinken, schaute ihm eine Zeitlang in die himmelblauen, lachenden Aeuglein, dann drückte er es einen Augenblick stürmisch an seine Brust und küßte ihm rasch fünf-, sechsmal hintereinander das weiche, goldene Lockenhaar auf dem Scheitel. Als er das Knäblein niederstellte, rannen dem Manne die hellen Tränen über die Wangen. Er hatte im Kriege, in der Gefangenschaft nie geweint, jetzt packte es ihn mit Gewalt. Da trat die alte Frau herzu und sagte mild:

„Sie haben die Kinder wohl sehr gern."

„O freilich gern," seufzte er, „und das Büblein da gleicht meinem Jungen aufs Haar ... Wem gehört denn das Kind?"

„Der Frau Gerald. Sie tut beim Rößlwirt drüben einschenken und ich muß ihr derweilen auf das Bübl schauen."

„Hat die Frau Gerald nicht noch andere Kinder?"

„O ja, zwei Mädel , eines sieben und eines acht Jahre alt. Die sind heute mit den Nachbarsmädeln hinauf nach Heiligenbrünnl ... Kennen Sie die Frau Gerald?"

„Nein — ja — ja," stotterte er; „ich sollt ihr einen Auftrag ausrichten."

„So, so! — Ich will die Frau herüberholen lassen."

„Nein, nein, durchaus nicht," wehrte er; „ich kann ein andermal kommen."

Plötzlich fuhr ihm ein Gedanke durch den Kopf. Er zog den Brief seiner Frau, den einzigen, den er von ihr erhalten hatte, aus der Weste, dann holte er aus der Rocktasche ein schlampiges, abgegriffenes Notizbüchlein, dem er ein unbeschriebenes Kuvert entnahm. Mit zitternden Fingern steckte er den Brief in das Kuvert und klebte dieses zu. Stoßweise sagte er dann:

„Nein, ich komm' nicht mehr .... Ich kann nicht mehr kommen .... Bitte, geben Sie diesen Brief — der Frau Gerald. — Es steht alles drinnen."

Die Alte, der das merkwürdige Benehmen des Fremden auffiel, nahm zögernd den Brief. Neugierig fragte sie:

„Soll ich der Frau Gerald sonst etwas vermelden? Und wie ist denn Ihr Name?"

„Es steht alles drinnen, — es steht alles im Brief; ich muß jetzt gehen, hab' höchste Zeit," tat er eilig.

Mit verzehrenden Blicken schaute er auf den Knaben. Dann zog er eine kleine Schere, die er noch von Sibirien her hatte, aus dem Rock und sagte bittend:

„Frau, dürfte ich nicht eine Locke von dem Büblein nehmen? Das Kind hat so wunderschöne Haare und erinnert mich gar so an das meinige."

Bevor die Alte etwas entgegnen konnte, hatte er schon ein Löckchen vom Scheitel des Bübleins abgeschnitten; die wickelte er sorgsam in ein Papier und steckte sie ins Notizbüchl. Rasch drückte er noch einen Kuß auf die Stirn des Kindes, dann stürmte er ohne Gruß aus dem Garten und die Straße hinunter; wie von Furien gepeitscht, rannte er dahin. Als er keinen Menschen mehr sah, begann er laut zu weinen. So hatte er sein Lebtag nicht geweint ... Lieber Gott, war das eine Heimkehr! Wie hatte er sich nach der Heimat gesehnt, wie hatte er auch leise gehofft, daß seine Gattin noch am Leben sei

---

Die Sehnsuchtsstadt

Hoch ragt des Himmels heilge Stadt
mit blauen Friedenshallen.
Mein Herz, das soviel Heimweh hat.
muß in der Fremde wallen.

Muß weite Wege einsam gehn, —
Pilgrim der Erdenleere.
Wann darf die Himmelsstadt ich sehn?
Wenn ich daheim doch wäre!

Oft steig ich einen Berg empor,
Voll Sehnsucht Herz und Blicke,
ganz nahe schon dem Heimattor,
Schau auf die Welt zurücke.

Und hat Gottvater angefacht
am Tor das Licht der Sterne,
Schreit' weiter ich im Traum der Nacht
hinaus aus dunkler Ferne.

Sein Antlitz seh ich wie zum Gruß
ob meiner Straße stehen.
Wann wird mein wandermüder Fuß
die Sehnsuchsstadt begehen?

A n t o n P a u k .

und daß er ein glückliches Wiedersehen mit ihr feiern könne! Ein Wiedersehen hatte er wohl gefeiert, was für eines — huhuhuhu. — Sie hatte ihn verraten, und jetzt verleugnete sie ihn noch. — Wäre er doch in der Schlacht gefallen, wäre er doch in Sibirien gestorben! — — Die Heimat, die Heimat, sie zahlte ihn furchtbar aus.... Adje, Heimat, auf Nimmerwiedersehen!.... Er wird jetzt abermals weit fortziehen, ins Polen hinauf, wo immer noch Krieg ist. Dort läßt er sich anwerben und geht wieder an die Front. Vielleicht hat er Glück und trifft ihn eine Kugel.

III.

Müde und zerschlagen langte der arme Heimkehrer etliche Stunden später in Innsbruck an. Er ließ den Kopf tief herunterhängen und schaute weder links noch rechts. Als er von der Bürgerstraße einbog, stieß er mit einer einfach gekleideten, älteren Dame zusammen. Erschrocken stammelte er eine Entschuldigung. Die Dame entschuldigte sich ihrerseits und sagte lachend, die Karambolage habe Gottlob keinen Beinbruch verursacht. Beim Klang dieser gütigen Stimme riß er den Kopf in die Höhe. Großer Gott, das war ja Frau Professor Lark, die Patin seiner Kinder!

„Frau Professor," rief er überlaut, „wie kommen denn Sie da her? Sind Sie nicht mehr in Graz? Oder weilen Sie auf Besuch hier?"

„Nein, wir sind schon im Herbst fünfzehn wieder hergezogen," erklärte die Frau, „weil mein Mann in das Innsbruckerstadl mehr als verliebt ist. In Graz hat's ihm keinen Tag gepaßt, und er sagt, daß ihm die Pension anderswo als in Innsbruck gar keine Freude macht.... Aber wer sind denn S i e, ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen."

„Frau Gevatterin, schauen Sie mich an. Den Gerald Friedrich werden Sie doch kennen. Oder hab ich mich wirklich so verändert, daß ich nicht mehr zu kennen bin?"

„Heilige Muttergottes, ist's möglich? Stehen die Toten wieder auf? Gerald, kein Mensch hat geglaubt, daß du noch lebst.... Alles ist anders geworden an dir, deine Figur, deine Stimme, dein Gesicht. Fast möchte ich zweifeln; aber nein, jetzt seh ich wohl die Aehnlichkeit. Ich wett', daß dich deine eigene Frau nicht mehr kennt — oder warst du schon bei ihr?"

„Ja, ich war heute in Lamberton droben. Auf den ersten Blick hat sie mich erkannt; aber sie will mich nimmer kennen; sie schämt sich meiner. Vielleicht bin ich ihr zu herabgekommen. Und sie hat auch längst schon einen Ersatz gefunden."

„Mensch, Gerald, du bist wohl nicht recht bei Sinnen. Du weißt gar nicht, was für einen Engel von Frau du hast; aber komm, gehen wir in unsere Wohnung, dort können wir ungeniert reden, hier verursachen wir mit unserem Geschrei ehedem bald einen Volksanlauf. Mein Mann ist leider ins Oetztal gereist, doch kommt er vielleicht heute zurück. Wird d e r sich freuen!"

Sie führte den Heimkehrer in ihre Wohnung in der Speckbacherstraße. Dort erzählte er hastig und in fieberhafter Aufregung alles, was ihm gestern und heute begegnet war. Mehrmals fiel ihm die Frau Professor unwillig in die Rede, aber sie ließ ihn doch auserzählen. Dann stellte sie sich vor ihm hin und begann im breiten Fluß zu sprechen, wie ihr Mann, wenn er einen Vortrag hielt.

„Mensch, Hascher," sagte sie, „du bist kilometerweit auf dem Holzweg, und es ist Zeit, daß dir jemand auf die rechte Fahrstraße hilft. — Erstens darfst du nicht alle Kriegerfrauen in einen Topf werfen. Wohl gibt es einzelne miserable, verächtliche Weiberkreaturen,die alle Würde und Scham vergessen und Schmach über sich und ihre Familien gebracht haben; aber gottlob sind sie in verschwindender Minderheit. Die weitaus große Mehrzahl und namentlich alle richtigen Tiroler Frauen, haben sich tadellos und heldenhaft gehalten. Sie sind an Treue und Opfermut ihren Männern an der Front nicht nachgestanden. Leider fällt das Gute nie so in die Augen wie das Schlechte... Und zu den Heldenfrauen gehört auch deine Anna. Schon als sie bei uns Dienstmädchen war und bevor du sie von uns weggeholt hast, hab ich mir oft gedacht, das ist eine Goldene, die hat das Zeug, einen Mann glücklich zu machen. Das wirst sagen müssen, daß sie dich glücklich gemacht hat; sie hat sich ganz für dich geopfert.... Sei still, laß mich ausreden. Wohl hundert Briefe und Karten hat sie dir an die Front nachgeschrieben. Sie trägt keine Schuld daran, daß dir bloß ein einziges Schreiben zugekommen ist. — Ende Dezember Vierzehn erhielten wir die bestimmte Nachricht, daß dein Bataillon im Gefecht von Kralowa vollständig aufgerieben worden sei. Mein Gott, hat die arme Frau geweint! Aber sie gab die Hoffnung nicht auf. Von einer Militärkanzlei in die andere, von einem Roten Kreuz zum anderen ist sie gelaufen, in die Suchblätter hat sie deinen Namen hineingegeben, sogar ans dänische Rote Kreuz hat sie schreiben lassen, um etwas von dir zu erfragen. Wie viel sie in den Kirchen herumgekniet ist und wieviel sie gebetet hat, sag ich dir gar nicht. Aber keine Spur war zu entdecken von dir, du gabst kein Lebenszeichen mehr. Da ist die Anna vor Trauer und Wehe krank geworden. Mein Mann hat ihr zugeredet, sie darf sich nicht zu Tode grämen, sie muß auf die Kinder sehen, daß sie nicht doppelte Waislein werden. Das leuchtete der braven Frau ein und sie hat jetzt eine Tapferkeit gezeigt, daß wir staunen mußten. Aber ihre Gedanken waren immer bei dir."

Der Heimkehrer lauschte mit offenen Ohren und Augen, jedes Wort sog er förmlich von ihren Lippen. Seine Züge waren weich geworden, doch sagte er noch halb zweifelnd:

„Herr Balwin schilderte die Dinge anders."

„Der Balwin, der Epikuräer, der Lüstling, das ist der allerschlechteste Zeuge in dieser Sach'," zürnte die Professorsgattin; „der Balwin hat am wenigsten Grund, über die Frauen den Stab zu brechen. Gerade er

ist es gewesen, der deiner Frau nachgestellt und um ihre Gunst gebuhlt hat. Und daß sie ihn so gründlich hat abblitzen lassen und ihm vor seinen Angestellten die Leviten gelesen hat, kann er ihr nicht vergessen; darum sucht er sie jetzt schwarz zu machen."

„Der Lump, der Feigling, ich schlag ihm die Knochen entzwei," rief der Heimkehrer bebend vor Zorn.

„Sei still," sagte die Frau, „reg dich nicht auf. Der Balwin wird seiner Strafe nicht entgehen, dafür sorgt schon mein Mann .... Also, daß ich weiter erzähl, wegen dem Balwin, aus Ekel und Abscheu vor dem Lebemenschen, ist die Anna aus der Wohnung fortgezogen und hat sich droben in Lauberton ein Quartier gesucht. Droben lebt sie auch viel billiger und besser als hier, und sie hat sich in den letzten Monaten augenscheinlich erholt. Fast jede Woche kommt sie zu uns auf Besuch; sonst verkehrt sie mit niemand."

„Aber warum hat sie denn müssen gerade Kellnerin werden?"

„Kellnerin ist sie nicht; aber sie muß schauen, etwas zu verdienen. Mit dem Unterhaltsbeitrag ist kein Auskommen, wenn sie noch etwas für die Erziehung der Kinder zur Seite legen will. Die ganze Woche arbeitet sie mit der Nadel oder am Bügeltisch — unsere Weißwäsche besorgt sie immer noch — und am Sonntag geht sie zum Rößlwirt einschenken, weil der Rößl sehr gut zahlt. Das ist keine Schande; vor ihrem gestandenen Wesen und ihrem Charakter haben alle Gäste Respekt."

„Sie tut aber mit allen Leuten schön und lacht mit den Gästen."

„Eine Bedienerin kann nicht ein Gesicht machen wie eine Leichenbittersfrau;wirst aber kaum gesehen haben, daß sie ihrem Charakter irgend etwas vergeben hat. Als Bedienerin muß sie mit allen Leuten freundlich sein — sonst könnt sie der Rößl gar nicht brauchen."

„Mit mir ist sie nichts weniger als freundlich gewesen."

„Sie hat dich nicht erkannt, ganz gewiß nicht, sonst hätt' sie dich vor allen Leuten umarmt. Das weiß ich so bestimmt, als daß ich einmal selig werden will."

„Warum ist sie so rot geworden, wenn sie mich nicht erkannt hat?"

„Du wirst sie wohl darnach angeschaut haben."

„Ich fürchte, sie schämt sich meiner, ich bin ihr zu herabgekommen."

„Mensch, Gerald, da kennst die Anna schlecht. Erst vorigen Donnerstag war sie hier und hat wieder bitterlich um dich geweint. Das Wehe nach dir wird immer größer, hat sie gesagt, und Tag und Nacht bringt sie den Gedanken nicht aus dem Kopf. Wenn sie wüßt', daß du irgendwo in der Welt wärst, tät sie hinkriechen. Und wärest du verkrüppelt und krank und halb tot, es tät sie nicht erschrecken, wenn sie dich grad' haben könnt! — Am liebsten möchte sie sterben, aber die Kinder täten ihr erbarmen. Der einzige Trost sei ihr, daß sie auf deine Kinder brav schauen kann."

Der Mann hatte beide Hände vors Gesicht gedrückt und ein krampfhaftes Schluchzen erschütterte seinen Körper. — Plötzlich sprang er auf und sagte:

„Ich muß nach Lamberten zur Anna — gleich — auf der Stelle."

„Was fällt dir ein, wo es Nacht wird? Das ist keine Zeit für einen solchen Weg. Sei vernünftig und mach keine Dummheiten, morgen ist auch noch ein Tag," mahnte die Professorsgattin.

„Nein, nein. Ich hab ihren Brief droben gelassen. Wenn sie den Brief in die Hände bekommt und von der Quartierfrau alles erfährt, kann sie nicht mehr zweifeln, daß ich es gewesen bin. Dann ängstigt sie sich krank. Ich darf sie nicht die ganze lange

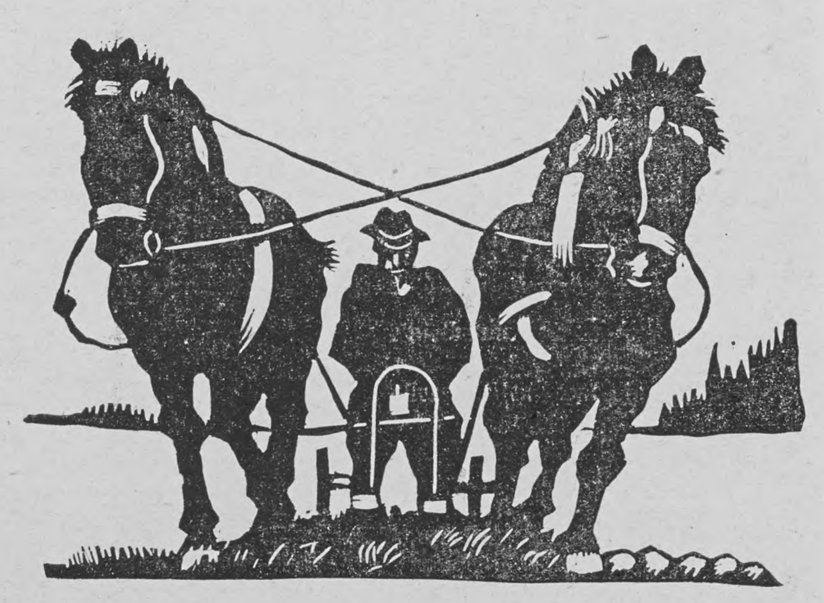
---

Wir Bauern

Wir Bauern dulden keinen Spott
an unsrem Herrn und Helfer Gott.
Was wären wir wohl ohne Ihn?
Eine Ehschaft ohne Gatten,
Ein Bienenstock ohne Königin,
Ein Baum ohne Frucht und Schatten.

Er warf die Lerche in die Luft,
Er gab der Blume Farb und Duft.
Er gab dem Korn die halmende Kraft,
dem Apfel allen süßen Saft,
dem Bauern Macht und Leidenschaft
zum Werk, dem menschenguten.
Er hat die Ewigkeit verliehn
Wir müßten alle ohne Ihn
am Acker Zeit verbluten.

Richard Billinger.



Nacht in Angst lassen — die Arme! Die Gute! — Ich muß hinauf, ich m u ß," stürmte er.

Da ging die Tür auf und herein trat der Professor, der soeben von der Reise zurückgekehrt war. Es gab jetzt neues Staunen und Reden und Erzählen. Dem Professor gelang es auch, den Heimkehrer von der nächtlichen Wanderung abzuhalten.

„Gerald, sei vernünftig," sagte er; „mit deinem Ungestüm kannst die Sache nur verschlechtern. Wenn du mitten in der Nacht hinaufkommst und Lärm schlagst, daß sie dich einlassen, wirst du die Frau furchtbar erschrecken. Der Schrecken schadet ihr mehr, als ein paar Stunden Kummer. Frau Anna ist ein tapferes Weib und sie hat schon ärgeres Wehe ausgehalten."

Diese Gründe leuchteten dem Gerald ein. Der Professor aber fuhr im heiteren Tone fort:

„Wenn man so ein schönes Frauchen hat, wie du, muß man sich selber auch ein bischen herausstaffieren. In dem Aufzug kannst ihr doch nicht den ersten Besuch machen. — Jetzt merke auf. Du rasierst dir heute noch deinen Hinterwäldler Bart herunter, legst eine Zivilkluft von mir an — ich mein', ich habe eine, die dir paßt — dann bist wieder der alte, flotte Bauzeichner und Praktikant Friedrich Gerald, auf den seine Frau stolz sein kann. Wenn du ein Geld brauchst, eröffn' ich dir einen Kredit bis auf eine Million, hahaha!"

„Herr Professor, Sie sind zu gütig. Ich kann Ihnen nichts zurückerstatten," sagte der Heimkehrer gerührt.

„Oho, Gevatter, alles mußt du mir zurückerstatten, auf Heller und Pfennig. — Ingenieur Lun ist froh, wenn er wieder seinen alten, tüchtigen Bauzeichner erhält. Da verdienst du Geld wie Heu. In einem Jahre bist du reicher als ich, und dann halten wir Abrechnung. — Aber jetzt sprechen wir von etwas anderem. Kopf hoch und munter in die Welt geschaut! Jetzt kommen nach so langem Sturmwetter für dich die sonnigen Tage. Darum wollen wir heute lustig sein."

Allein mit dem Gerald war an diesem Abend nichts zu machen. Er befand sich in einer zu großen Aufregung. Nur e i n Gedanke beherrschte ihn: Morgen, morgen find' ich meine Anna wieder!

VI.

Frau Gerald war um 8 Uhr abends vom Rößlwirt in ihre Wohnung zurückgekehrt. Dort erzählte ihr die Mairin von dem merkwürdigen Besuch, der um Mittag hier gewesen war, und übergab ihr den Brief des Fremden. Die Gerald erbrach hastig das Schreiben, entfaltete das Papier und starrte eine Zeitlang mit weit offenen Augen darauf. Plötzlich fing sie an, so heftig zu zittern, daß die Mairin sie am Arm faßte, aus Angst, sie falle um. Das Zittern ließ etwas nach, und jetzt fragte sie in fieberhafter Aufregung noch einmal, wie der Mann ausgesehen, was er getan und gesagt habe. Als die Mairin alles haargenau berichtet hatte, starrte die junge Frau wie geistesabwesend an die Zimmerdecke und tat dann auf einmal einen grellen Schrei:

„Heilige Maria, Muttergottes!"

„Um's Himmelswillen, Frau Gerald, was ist Ihnen denn?" fragte die Mairin erschrocken.

„Er ist's — er selber — der Friedrich — mein Mann!" rief die andere gellend, totesblaß im Gesicht.

„Gott Lob und Dank, nachher wird alles recht — Sie müssen nicht so tun."

„O mein Gott, er ist drüben gewesen beim Rößlwirt, und ich hab ihn nicht gekannt .... Was wird er von mir denken .... Jetzt hat er mich so zornig angeschaut .... Jetzt ist er fort. Er kommt nimmer, er kommt nimmer!"

Sie sank auf einen Stuhl nieder, ließ den Kopf auf den Tisch fallen und weinte erschütternd, krampfhaft. Zugleich begannen aber alle drei Kinder zu heulen und zu jammern: „Mutter! Mutter!"

Durch das Weinen der Kinder kam die Frau wieder zu sich, faßte sich mit staunenswerter Kraft, trocknete die Tränen und sagte:

„Seid still, Kinder. Der Vater ist da und er hat euch gern. Betet, daß er nicht mehr fortgeht."

Und zur Mairin gewendet, erklärte sie: „Ich muß ihn suchen. Ich geh nach Innsbruck zu meinen Gevattersleuten, Professor Larks, daß sie mir suchen helfen. Jetzt gleich geh ich."

„Um Gotteswillen, jetzt in der Nacht, wo kein Fuhrwerk und keine Bahn mehr fährt!" tat die Quartiersfrau entsetzt. „Sie sind ehedem müde und erschöpft, Sie bleiben auf dem Wege liegen — es kann Ihnen allerhand passieren. In der Nacht schläft alles, da ist kein Mensch zu finden, und Sie dürfen die Professorsleute nicht mitten aus dem Schlaf aufschrecken."

Die zwei Mädchen riefen weinend: „Mutter bleib' da! bleib da! Wir lassen dich nicht fort in der Nacht."

Nach einem langen, harten Schwanken entschloß sich die Frau, bis zum Morgen zu warten. Aber morgen in aller Früh wollte sie sich auf den Weg machen.

Sie brachte die Kinder zu Bett, dann kniete sie vor ein Mariahilf-Bild in ihrem Zimmer und betete und weinte wie eine arme Seele. Schlafen konnte sie die ganze Nacht keine Minute. — Als das erste Morgengrauen zum Fenster hereindämmerte, wusch sie die Tränen aus dem Gesicht, zog ihr besseres, schwarzes Kleid an und verließ still die Wohnung. Eine fieberhafte Angst beflügelte ihre Schritte.

Das Grau des Himmels wich langsam einem hellen, gelben Schein, in wunderbarer Klarheit schälten sich

Sehr zeitgemäß

In Stockholm wurde eine Gesellschaft zur Bekämpfung des öffentlichen Fluchens und Zotenreißens ins Leben gerufen. Zur Begründung dieses Verbandes schreiben schwedische Blätter, es sei kaum möglich, öffentliche Veranstaltungen zu besuchen oder die öffentlichen Verkehrsmittel zu benutzen, ohne daß nicht das Gefühl für christliche Sitte durch unsittliche oder gotteslästerliche Reden verletzt werde.

die Berge aus den braunen Morgennebeln, plötzlich fiel ein Purpurglanz auf sie, und dann standen sie auf einmal weit herum im schimmernden Gold. Frau Gerald sah nichts davon; sie merkte es auch nicht, als der warme, weiche, strahlende Sonnenschein sie umflutete und den Büschen links und rechts ein farbenblitzendes Geschmeide anhängte; sie hatte nur den einen Gedanken: Schnell, schnell nach Innsbruck.

Hinter dem Lindenhof machte die Straße eine jähe Biegung, Da wäre die junge Frau beinahe mit einem feingekleideten Mann zusammengeprallt, der ebenso eilig von unten heraufkam. Er war sehr mager, hatte einen schwarzen Schnurrbart und trug den Hut in der Hand. Einen Augenblick starrten sich die Beiden an — da tat er die Arme weit auseinander, und fast gleichzeitig schrien beide:

„Anna!"

„Friedrich!"

Sie fielen sich um den Hals und weinten.... Nach einer langen Umarmung traten sie einen Schritt voneinander und schauten sich mehrere Minuten an, ohne ein Wort zu sprechen. Dann bat sie innig:

„Friedrich, du mußt mir verzeihen. Ich hab dich gestern nicht erkannt."

„Um Verzeihung bitten muß ich," sagte er weich.

Er führte sie an den Straßenrand, dort setzten sie sich auf die Böschung, und er bekannte ihr alles, wie er an ihrer Treue und Liebe gezweifelt habe; aber sie dürfe es ihm nicht übel nehmen, denn wenn man in solchem Elend und in solcher Verlassenheit sei wie er und Jahr und Tag vom Liebsten, was man hat, keine Silbe höre und auf keinen Brief eine Antwort erhalte, dann komme man halb von Sinnen und wisse nicht mehr, was man denke und tue.

„Friedrich, ich hab dir viel, viel nachgefragt," rief sie unter Tränen.

„Ich weiß, ich weiß alles," sagte er zärtlich; „du kannst nicht helfen, Anna; es sind sämtliche Briefe verloren gegangen. — Verzeih mir grad, verzeih mir! Ich kann auch nicht helfen; nur die unsägliche Lieb zu dir hat's getan. Du weißt gar nicht, wie lieb, wie lieb du mir bist."

„Friedrich, mein Herzensfriedrich!" flüsterte sie... „o, ist heute ein schöner Tag! Ich weiß mein Lebtag nicht, daß die Sonne einmal so schön geschienen hat wie heute. Sag, ist's wohl kein Traum? Gehst du wohl nicht mehr fort?"

Er nahm ihre Rechte zwischen seine beiden Hände und sagte nur:

„Anna!"

„Jetzt gehen wir heim," jubelte sie; „o die Kinder warten heiß auf dich! Jetzt wollen wir glücklich sein!"

Und sie wanderten Hand in Hand die Straße hinauf.

Die höflichen Reisenden

Ein Herr und eine Dame fuhren zusammen in einem Schnellzug von London ab; der Zug rollte Schottland zu. Die beiden kannten sich nicht. — Plötzlich wandte sich der Herr zu seinem Gegenüber und sagte sehr höflich: „Bitte, Fräulein, würden Sie die Güte haben, einen Augenblick aus dem Fenster zu sehen? Ich möchte nämlich in meiner Kleidung einige Aenderungen vornehmen."

„Gewiß, mein Herr," antwortete die Dame, stand auf und wandte ihm den Rücken zu. Nach einigen Minuten sagte er: „So Fräulein, ich habe mich umgezogen. Ich danke Ihnen sehr; Sie können sich jetzt wieder drehen."

Als die Dame ihren Sitz wieder eingenommen hatte, sah sie, daß ihr männlicher Reisegefährte sich in eine Dame verwandelt hatte, die vor dem Gesicht einen dichten Schleier trug.— „Jetzt, mein Herr oder meine Dame," sagte die Dame, ebenfalls sehr höflich, „haben Sie wohl Ihrerseits die Güte, für kurze Zeit aus dem Fenster zu sehen, denn ich habe ebenfalls einige kleine Aenderungen an meiner Kleidung vorzunehmen."

„Gewiß, sehr gern," antwortete der Mann in Damenkleidung und stellte sich ans Fenster. Als die Dame ihm nach einer kurzen Weile höflich bat, seinen Platz jetzt wieder einzunehmen, sah der Mann zu seinem Erstaunen, daß sein weiblicher Reisegefährte sich in einen Mann verwandelt hatte. Er begann zu lachen und meinte: „Es scheint, daß wir beide Ursache haben, nicht erkannt zu werden. Ich habe einigen kleinen Mißverständnissen auszuweichen. Sie wohl auch?"

„Ich," sprach die vermeintliche Dame, indem sie ihrem Reisegefährten bereits geschickt Handschellen angelegt hatte, „bin der Detektiv Joram von Scotland Yard und habe den Auftrag, Sie zur Aufklärung der kleinen Mißverständnisse zu verhaften."

Da war es natürlich aus mit der großen Höflichkeit.

„Sie bereiten sich vor auf diese Welt, indem sie der gegenwärtigen sich nicht gleichförmig machen."

„Gott schickt oft zu den Leidenden Erhörung spät herab, doch er schickt sie."

Klopstock.

„Die Liebe ist das Band der Vollkommenheit. Sie macht alles, Beten und Wirken, erst zu etwas Vollkommenem."

Die Verwirklichung einer neuen Welt

Zur sozialen Frage

P. Jos. Schneider O.M.J.

Sowohl im ersten wie im zweiten Weltkrieg hat man der leidenden Menschheit feierlich eine neue und bessere Welt versprochen. Damit ist eine größere Teilnahme der breiten Volksschichten an Geld und Gütern der Nation gemeint. Bisher hat man jedes Jahr auf das stetig wachsende Nationalvermögen hingewiesen. Die Nichtsehenden standen mit Staunen den großen Zahlen gegenüber. Die Sehenden konnten sich nicht der gewaltigen Tragik (Trauer) erwehren, die dahinter steckt. Wissen sie doch zu gut, daß all diese Summen sich in nur wenigen Taschen spreizen. Nun aber soll es besser werden; so hat man versprochen. Wir zweifeln nicht im geringsten daran, daß sich solch ein Vorhaben verwirklichen läßt. Sollte Gott, der den ungeheuren Reichtum schafft, ihn nur für einige wenige beabsichtigen? Sollte Er all den Segen lahmlegen wollen durch Unmöglichkeit seiner Verteilung? Wir können es nicht glauben. Hier heißt es einfach: Wo ein Wille, da ein Weg. Es liegt nur an den verantwortlichen Kreisen, die bessere Verteilung ins Werk umzusetzen. Ihre diesbezüglichen Bemühungen werden sich um drei Schlüsselworte gruppieren müssen: Massenherstellung von Gütern, hohe Löhne für die Verbraucher, niedrige Preise.

I. Massenherstellung

Sie sollte sich leicht verwirklichen lassen. Es gibt überall genug Talent und Unternehmungsgeist zum Organisieren. Riesige Mengen von Rohmaterialien stehen zur Verfügung. Gewaltige Zahlen arbeitsfähiger und arbeitswilliger Männer und Frauen schauen aus nach ständiger Beschäftigung. Alle Sorten Kraftmaschinen liefern unbegrenzten elektrischen Strom. Auch an Geld und Kredit fehlt es nicht oder braucht es nicht zu fehlen, um alle Unternehmen zu finanzieren. So sind reichlichst alle Vorbedingungen gegeben zur Massenherstellung von Gütern. Auch zu deren Massenkauf und Massenverbrauch?

II. Hohe Löhne

Sie bringen die „Kaufkraft" in die Taschen des Publikums. Gib den Leuten Geld, und eine wahre Leidenschaft zum Erwerben schöner Sachen macht sich kund. Hohe Löhne sind aber Löhne über der Wasserlinie, die den breiten Massen des Volkes mehr erlauben als gerade Butter und Brot. Hohe Löhne sind F a m i l i e n l ö h n e, die nicht nur dem Arbeiter, sondern seinem ganzen Haus ein gutes Dasein ermöglichen. Es bedeutet den Fabriklohn vermehrt durch öffentliche Unterstützungen vom Staat. Denn der Staat muß doch die Familie schützen; sie begünstigen und unterstützen wie sein Rückrat und seinen Augapfel. Hier aber sind durchgreifende Aenderungen vonnöten.

Noch im Jahre 1940 hatten 21.6 Millionen Bürger der Ver. Staaten weniger als $1000.00 Einkommen im Jahr. 24.4 Millionen verdienten $1500.00. In Canada war es nicht besser. Drei Viertel des Volkes kamen für viele Sachen als Käufer nicht in Betracht. Und das nannte man Kriegswohlfahrt! Sie gewährte gerade das Allernötigste für Nahrung, Kleidung und Wohnung. Für Erholung und Hospitalbehandlung ließ sie keinen Batzen übrig. Wer sieht nicht, daß solche Zustände die Volkswirtschaft hemmen und zum Stocken bringen müssen! Ja, was nützt alles Prahlen über die neuesten Erfindungen, wenn die große Mehrheit des Volkes sie nicht kaufen kann! Wozu die Weltausstellungen in Chicago und Paris, wenn sie Waren anbieten, die sich wegen Geldmangel kein Mensch anschaffen kann! Und wozu das Geschrei über Welthandel und internationalen Güteraustausch, wenn nur ein paar reiche Protzer an ihre Nutznießung denken können.

Hier tut eine radikale Aenderung not. Hier muß um jeden Preis heilend und verbessernd eingegriffen werden. Das traurige Los des armen Mannes muß mit allen Mitteln verbessert werden. N i c h t mit Zwangsmaßnahmen, die sein geringes Einkommen noch verringern. Der Beveridge-Plan in England und der Marsh-Plan in Canada mit ihrer Zwangsversicherung für Hospital, Leben und Arbeitslosigkeit sind n i c h t die Lösung der drängenden Frage. Sie nehmen die Summen dafür aus des Arbeiters eigener Tasche. Wozu aber, fragen wir, sollte man des armen Mannes mageren Erwerb noch mehr beschneiden wollen? Die Gelder für solche Volksverbesserung müssen a n d e r s w o hergenommen werden. Sie müssen so beschafft werden, daß sie die Kaufkraft der breiten Massen nicht im geringsten verschlechtern.

Dies ist eine gebieterische Forderung an jene, die die Geschicke der Völker in den Händen haben. Uns scheinen nur jene Männer die wahren Volksfreunde zu sein, die h i e r den Hebel anlegen, selbst auf die Gefahr hin, das alte Kredit- und Wirtschaftswesen zu zertrümmern und durch ein neues zu ersetzen. Mut und Tatkraft werden

vonnöten sein, einer ganzen Welt zu trotzen und ein falsches, tausendfach verwurzeltes Raubsystem aus den Angeln zu heben. Aber gerade das brauchen wir für die Schaffung einer neuen Welt. Und nicht weniger als das hat man versprochen.

III. Niedrige Preise

Sie sind der dritte Baustein in der Gestaltung einer schöneren Erde. Die „Co-op" gibt an vielen Orten die Gallone Betriebsstoff 5c billiger her als die anderen. Könnte nicht die Imperial Oil dasselbe tun? Gerade jetzt, wo ich dies schreibe, hab ich das Angebot einer Piano Co. aus Toronto vor mir liegen. Sie bietet Instrumente in jeder Preislage zum Verkaufe an, zwischen $200 und $600. Dem glücklichen Verkäufer gewährt sie für seine Mühe 40% Kommission! Man bedenke, was das heißt. Und der Hersteller zieht aus dem ganzen Handel wenigstens genau so viel Profit, wahrscheinlich noch m e h r ! Dieses Blutsaugersystem aber erstreckt sich über die ganze Industrie in all ihren Zweigen. Die Industrieherrn und Agenten für Traktoren, Autos, Radios und Dreschmaschinen rauben den Armen in einem Augenblick, was sie sich in monatelanger schwerer Arbeit haben sauer zusammen sparen müssen. Ist das notwendig? Warum nicht all diese schönen Dinge b i l l i g verkaufen und in großen Mengen? Wäre damit nicht beiden Seiten viel besser gedient?

Unsre Geschäftsvertreter werden natürlich ihren Standpunkt verteidigen. Werden einwenden: „Es geht einfach nicht anders." W i r wissen, daß es geht. Wir wissen auch, daß der Wuchergeist aus ihnen spricht, der Geld schaufeln will um jeden Preis. Ja, wir kennen die Stahl- und Oelbarone. Die reichen Prasser, die den armen Lazarussen das Geld abzapfen und für sich in ungerechter Weise Millionen aufhäufen; dann, um ihren Raub zu verdecken und ihr Gewissen zu beruhigen, von Zeit zu Zeit eine „Stiftung" machen an eine Stadtbücherei, eine Universität oder an ein Museum. Und die ganze Presse, die von ihnen kontrolliert wird, stimmt ein Lobgeheul an und trompetet durch das Land: „Seht, wie der Pharisäer ein Almosen gibt!" Wir kennen auch die hohen Direktoren, die mit ihren Brotherrn unter einem Hute stecken, und jährlich $300,000.00 Gehalt beziehen und $600,000.00 als Kommission noch dazu, während man den Arbeitern in unerhörter Weise die Löhne drückt. Ist das alles nötig? Es ist Raub am Volk im großen Stil.

Höhere Löhne sind das Gebot der Stunde. Eine Erhöhung läßt sich leicht mit nur etwas gutem Willen bewerkstelligen. Nimm z.B. die U.S.A. Tabakindustrie. Bisher erhielten 65% ihrer Angestellten 40c die Stunde. Nun verlangen sie 65c. Das würde den Arbeitgebern 14 Millionen neuer Ausgaben verursachen. Sie brauchen dafür aber nur 10% von ihrem 1944-Profit zu opfern, der sich auf 150 Millionen belief. Es wäre für sie 1/10 Cent Verlust auf jedes Päckchen Zigaretten. Für die Arbeiter aber würde es eine große Verbesserung bedeuten. Wie viel Glück und Sonnenschein würde sie in ärmliche Heime und Kinderstuben bringen!

Das Wirtschaftsleben eines Volkes ist ein weit verzweigtes und schwieriges Gebiet. Es setzt sich aus unzähligen Rädchen und Schräubchen zusammen. Da kann es gar leicht zu Stockungen kommen wie in der Erntezeit bei einer Dreschmaschine. Sie sollten aber die Ausnahme sein und leicht und ohne zu viel bittre Folgen überwunden werden. Eine Weckuhr ist auch eine komplizierte Sache, und ein modernes Riesenflugzeug mit seinen 125,000 Teilen noch viel mehr. Und doch schaffen sie. Natürlich muß alles gut geschmiert und in bester Ordnung sein. Erst wenn feindliche Kräfte gewaltsam ins Getriebe hineinschlagen, kommt es zu schweren Störungen. Gerade d a s aber ist das traurige Schicksal in der Weltwirtschaft. Es ist gewaltsame Sabotage durch Menschen, die bösen Willens sind. Sie werfen Steine hinein, so daß es ächzt und kracht und bricht, bis alles stille steht. Die Felsblöcke, die sie schleudern, sind die unerschwinglichen Preise und die kargen Löhne. Es sollte genau umgekehrt sein, und die Stockungen wären für immer behoben. Es käme gar bald zur Schaffung einer neuen und besseren Welt.

Wo der Priesterhaß aufhört

Ein Pariser Kaplan wurde zu einem Kranken in ein als durchaus rot verrufenes Arbeiterviertel gerufen. Es war frühmorgens, die Zeit, wo alle elektrischen Züge und Autobusse voll von Arbeitern zu sein pflegen. Er nimmt das Allerheiligste zu sich und zieht über den Chorrock den Mantel an. So wartet er auf der Haltestelle auf seinen Wagen. Doch als dieser endlich ankommt, ist er schon überfüllt. Zwei Menschen steigen aus und der Schaffner ruft: „Nur zwei Plätze!" Diese beiden Plätze sind längst besetzt, bevor der Kaplan bei dem Wagen ist. Versäumt er aber den Wagen, so besteht die Gefahr, daß er zu spät zu einem Sterbenden kommt. Im letzten Augenblick reißt er den Ueberrock auseinander, so daß das weiße Chorhemd und die Stola sichtbar werden. Er ruft: „Ich muß zu einem Kranken!" Alles schaut ihn betroffen an und der Schaffner sagt ruhig: „Steigen Sie ein!" Man macht dem Priester Platz. Und plötzlich verstummt im ganzen Abteil das laute Reden, die Zeitungen werden still zusammengefaltet. Es war, als fühlte jeder: der Herrgott selbst ist eingestiegen. Bald erhob sich ein Arbeiter und trat dem Priester seinen Sitzplatz ab: „Herr Pfarrer, da wird es besser für Sie sein." Tiefer Ernst herrschte während der ganzen Fahrt. Vielleicht denken die Leute an ihre erste heilige Kommunion, manch einer vielleicht auch an seine kommende letzte... Als endlich der Priester am Ziele anlangte, sagte er vor dem Aussteigen mit gerührter Stimme: „Ich danke Ihnen, meine Herren." Einer bemerkte darauf: „Nichts zu danken, das ist das mindeste, was man hat tun müssen." („Stadt Gottes")

Brot!

Folgende Gelder wurden während des letzten Monats dem Marienboten für Deutschlandshilfe zugesandt:

August Marienbote	$1,112.02
Mrs. R. Zoller, Denzil, Sask.	5.00
Mrs. Fred Kristoff, Regina, Sask.	10.00
Mrs. Elis. Fuchs, Whitelaw, Alta.	1.50
Valentin Kombeitz, Sedley, Sask.	10.00
Mr. and Mrs. John Ries, Mendham, Sask.	2.00
Mr. and Mrs. George Neigum, Mendham, Sask.	1.00
Mrs. J. Mann, Lemberg, Sask.	5.00
Joseph Mann, Lemberg, Sask.	20.00
Karl Osiowy, Lemberg, Sask.	5.00
Mrs. Mary Yost, Lemberg, Sask.	4.30
Mrs. A. S. Sperling, Regina, Sask.	5.00
Mrs. G. Klein, Regina, Sask.	5.00
Stephan Ehmann, Regina, Sask.	15.00
William Friedrich, Regina, Sask.	15.00
Karl Runge, Orkney, Sask.	50.00
Rosenkranzverein, Dilke, Sask.	18.00
Ein Freund, Goodsoil, Sask.	3.00
Jos. Eisenzimmer, Regina, Sask.	10.00
Alexander Koenig, Kelowna, B.C.	2.00
Karl Mueller, Grayson, Sask.	5.00
Leo Kindle, Prince George, B.C.	5.00
Peter Wolf, Humboldt, Sask.	3.00
Jos. Herbach, Mankota, Sask.	2.00
J. W. Beller, Mankota, Sask.	3.00
	$1,316.82

Außerdem wurden uns von einem Freund aus Vibank $82.50 zugesandt, die aber für gewisse Adressen in Deutschland bestimmt sind. Wir zählen dieses Geld aus diesem Grunde nicht zu den allgemeinen Gaben.

Gott vergelte allen freudigen Gebern.

Dies und Das

Schluß von Seite 3

„Und dann sah ich einen neuen Himmel und eine neue Erde. Der erste Himmel und die erste Erde waren vergangen, und auch das Meer, es ist dahin . . .“

Diese freudige Zukunft der vollendeten Erlösung aller Schöpfung, das hoffende Harren von Mensch und Berg und Wald und Tier auf die kommende frohe Zeit des Lebens schließt auch zwischen uns und der Natur ein neues Band der Versöhnung.

Mit St. Franziskus sprechen wir ihre Kinder an als Bruder Sturm und Schwester Sonne.

Bruder Sturm dient Gott, wenn er verheerend über unsere Saaten und Städte braust, und Schwester Sonne folgt dem Gebote des Schöpfers, wenn sie Gluten ausstrahlt, die vieles vernichten und uns immer wieder dort hinunterzwingen, wo man sein Brot essen muß im Schweiße seines Angesichtes.

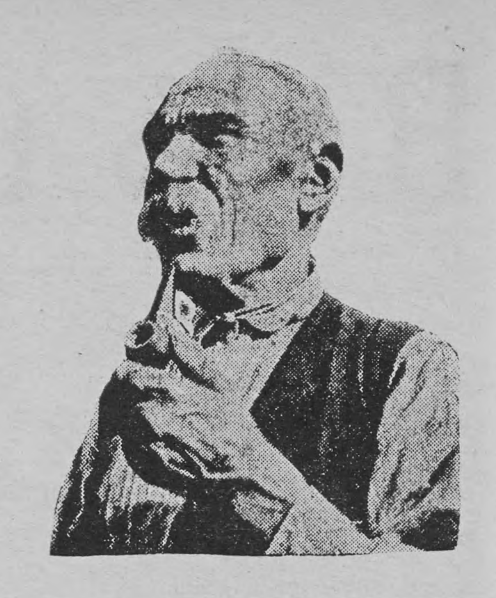
Bruder und Schwester sind sie dem Menschen. Denn sie tun nichts gegen uns, weil sie uns feindlich gesinnt sind, sie rütteln nur immer wieder wach in uns die Erinnerung an das Leben von oben, das wir so oft vergessen.

Sie rütteln wach in uns die Tatsache, daß Paradies und Glück im Reiche des Ewigen zu suchen sind, nicht im Lande des Stoffes, in den Weiten Gottes, nicht in der Enge menschlicher Begrenztheit und menschlicher Selbstgenügsamkeit.

Der Schriftleiter.

vom

Schusterseppel



Liebe Leit und katholisches Volk:

In unsre Welt tun unnerschietliche Sache passiere. Heit muß ich eich verzähle, was uf dem Hammaler Mike sein Madel ihre Hochzeit geschehn is. Soller Hammaler Mike hat mich und meine Pauline fier uf die Hochzeit eingelode, vonwege weil mir uns schon lange kennen tun.

Die Pauline und ich sein also uf die Hochzeit gange. Erst sein mir alle in die Kerch. Der Mike is nämlich ein christlich gesinnter Mann, was uf die Kerch was holte tut. Eine Hochzeit beim justice uf peace gebts bei dem net. Da muß alles katholisch abgeholte werde und alle Kinner, was der Mike verheirot hat, hen zum Poter h'nieber gemüßt vonwege das Ausrufe und die katholische Trauung.

Uf soller Hochzeit, von was weller ich heit verzähl, is alles gut gange. Der Poter hot seine Sach gut g'mocht und laut gesproche, so daß mir alle die lateinische Sproch gut verstanne hen. Die Singer hen schön g'sunge und die Weiber, was ieber die verzig sein, hen alle Tränen in die Augen g'hat, wie das so mit die Weibsleit is.

Aus der Kerch sein mir dann alle h'nieber zum Mike seine Schwiegerleit, fier uf das Hochzeitsessen. Viele Leit sein dogewest und nur ein Platz is net besetzt bliebe. Soller Platz is gleich neben mir gewest. Ich hob bei die Mannsleit g'huckt, vonwege weil mir uf unsre Hochzeiten doch immer unner uns sein, damit die Weiber in der anren Stub auch unner sich sein können. Neben mir is also ein Platz leer gewest, vonwege weil dort niemand net g'huckt hot. Dann is ein weitrer Stuhl gewest, uf wellem der Klabank Isidor, was ein bachelor gewest is, sich mit Speis und Trank unnerholte hot.

Soller Klabank Isidor is ein reicher Mann gewest, ohne Weib und Kind, ober mit arg viel Viech, Schweine und Bücher. Ihr mießt's nämlich wieße und zur Kenntnis nehme, liebe Leser und Leserinnen, daß der Isidor wie wietig uf die Bücher wor. „Jeder Mann muß civilisation hobe," hot er immer ieber uns g'sogt, „und vonwege die civilisation muß er die Viecher studiere, was die Professoren und Doktoren geschriebe hen," hot er noch allemol zugebe.

Mir alle hen immer gesucht, dem Isidor aus dem Weg zu gehn, vonwege weil der allemol von die Viecher und die civilisation gesproche hot, wenn mir mit ihm zusammen kommen sein. Do is nur ein Mann in der Gemeinde gewest, was auch soviel g'lese hot wie der Mike, und auch so viel von der civilisation gesproche, und desch wor der Brandel August. Der Isidor hot ober niemols net mit dem August von die civilisation gesproche, vonwege weil sie beide keine Freind net gewest sein. Sie hen sich als Feinde gegenieber gestanne und hen sollen Haß einen uf den anren g'hat, daß sie sich net hen sehn gekonnt, ohne daß sie net gleich und sofort gespuckt hen.

Mir hen also uf der Hochzeit g'sessen und hen gessen und getrunke. Da uf eimol is doch der Brandel August, was auch ein bachelor ohne Weib und Kind gewest is, in die Hochzeitsstuben komme. Der Brautvoter hot ihn gleich willkomme geheiße und hot sich umg'schaut, wo daß noch ein Platz fier den August fier uf das Essen wär. Weil ober kein anrer Platz net da wor wie der, was zwischen mir und dem Isidor gewest is, hot der August sich neben den Isidor hinhucken miessen.

Do hen sie denn beide g'huckt und hen kein Wort net miteianner gesproche. Wie mir so g'huckt und gessen hen, do is die Flasche rumkomme und jeder von uns hot sich eing'gossen und getrunke.

Wie die Flasche zu mir komme is, da hot der Brandel August sie mir aus der Hand g'nomme und hot g'sogt:

„Ich werd's eich eingieße. Ein Mann, was civilisation hot, kann net zulosse, das ältere Leit sich selbst bediene. Mir, was noch jünger sein, solln ihnen service gebe."

Nach solle Worte hot er mir Schnaps eingosse. Dann hot er auch noch Schnaps in die Gläser von die drei Mannsleit eingosse, was gegenieber von uns g'huckt sein.

Jetzt hob ich ober uffgepoßt ob daß der August civileist g'nug is, um auch seinem Nachbor, dem Isidor, einzugieße.

Desch hot er ober net geton. Er hot die Flasche hingestellt. Da hot der Fumblich Franz, was dem Isidor gegenieber g'huckt hot, g'sogt: „Tut's doch auch dem Isidor was gebe, August."

Der Isidor hot aber gleich dazwische:

„Ich trink net von alle Leit Schnaps."

Wie der Isidor das ge'sogt hot, da hot der August die Flasch g'nomme, hot g'sogt: „Und ich tu net zu alle Leit Schnaps gebe," und dann hot er die Flasche mit aller Kraft net uf den Tisch, ober uf dem Isidor seine Hand geschloge.

Der Isidor is gleich uf, hot seine schwere Faust zusammen geballt und hot damit dem August eins uf den Kopf gehaut, daß net nur der August, daß aber alle, was mir do gewest sein, Sterne und Lichtel g'sehn hen.

Jetzen is der Isidor ober uf. Eh daß die zwei das Raufen begonnen hen, sein mir ober auch uf und hen die zwei geholte.

„Was tut denn das fier eine civilisation sein?" hot der Fumblich Franz gerufe, „mir sein hier uf eine christ-katholische Hochzeit und mir sein im Frieden zusammkomme. Wer kein Frieden net will, soll h'naus."

Der Isidor und der August hen sich gleich hing'huckt. Sie hen noch uf sich geschaut wie wietige Stiere, hen geschnauft grad wie ein Roß so laut, dann sein sie ober doch still worde.

Mir hen dann weiter gesse und getrunke. Dem Isidor is ober die Geschichte mit dem August net aus dem Kopf gange. Den ganzen Nochmittag hot er gedenkt und gedenkt, wie daß er dem August zurieckzohle kann fier die Schand, was der ihm angetan hot. Und mit dem Isidor is es das Nämliche gewest. Auch dem hot das Herz geschloge und gestammpft wie ein wütiges Roß und er hot gedenkt und gedenkt, wie daß er dem Isidor eins h'inunnerwischen kann.

Der Isidor hot bei sich gedenkt: „Das Rumschloge und Raufen is net civileist fier uf ein Mann wie daß ich es bin. Ich muß dem August was antun, was culture hot. Ober was?"

Wie der Isidor so gedenkt hot, da hot der Teifel, der hinnerlistige, dem August die nämlichen Gedanken eingebe, so daß auch der August ieber eine schwere Rache, was civileist is, nochgedenkt hot.

Obends beim Tanz is dem Isidor uf eimol ein guder und schrecklicher Gedanke komme.

„Desch is gut, desch werd ich dem August, dem saunigen, antun. Der werd sich's merken, wie daß er einen Mann, was civilisation und Bildung hot, net wie ein Viech treaten kann." Und mit solle Gedanke is dem Isidor eine Freid komme, daß er die halbe Nacht net mit das Tanze ufg'hert hot.

Um dieselbe Zeit, wie dem Isidor sein Gedanke komme is, da hot ober auch der August uf eimol eine idea g'hat, und auch er is lustig worde und hot g'sunge und getanzt, daß alle Leit gemeint hen, jetzen hätt' die Hochzeit doch Frieden geschofft.

Wie eine Woch' von der Hochzeit vorbei gewest is, da is unser Blättle komme, was mir alle Woche bekommen, vonwege weil mir alle Leser von unsrem Blättl, was eine wöchentliche Zeitung is, gewest sein.

Wie ich uf das post office komme wor, fier um die Post und die Zeitung zu hole, da hen dort viele Mannsleit und Weibsleit mit der Zeitung in der Hand gestanne und hen ganz exited miteinanner gesproche und ganz verstaunt und surprised uf das Blättl gewiese.

„Was is denn?", hob ich die Leit gefrogt.

„Tut's mal eire Zeitung hole und uf Seite acht lese," hen mir die Mannsleit angerote, „do werd's ihr was sehn."

Ich hob auch gleich sollen advice ang'nomme und hob meine Zeitung g'holt. Wie ich Seite acht ufgeschloge hob, da hob ich g'lese:

> Isidor Klabank und Anna Hotzmeister zeigen ihre Verlobung an. Datum der Hochzeit wird später folgen.

Und gleich neben diese Anzeige stand geschriebe:

> Herr August Brandel beehrt sich, seine Verlobung mit der verwitwerten Anna Hotzmeister anzuzeigen.

„Was is denn desch?", hob ich bei mir gedenkt, desch geht doch net? Erschtens kann ein Weib doch net zwei Mannsleit heirote, dann: Die Hotzmeisterin?"

Ihr müßt's nämlich wiesse, liebe Leser und Leserinnen, wie das die Hotzmeisterin ein wüstes Weib gewest is. Als sie noch jung wor, hot sie homebrew g'mocht und an die Leit verkauft. In keine Kerch is sie net gange und geratscht hot sie wie zehn Weiber net ratschen können, und wenn sie auch die besten Ratscher sein. Jetzen war die Hotzmeisterin schon ieber die siebzig und ganz verruckt im Kopf. Und so ein Weib will der Isidor und der August heirote? Desch muß ein Fehler sein, was die Zeitung gemocht hot. Papers sein ja doch arg gut im Lugen.

Am nächsten Tog hob ich ober die Wahrheit erfohre. Es is so zugange, daß der Isidor, fier um sich am August zu rächen, solle Verlobungsanzeige in die Zeitung hot setzen lassen, vonwege weil er gedenkt hot, das solle Rache civileist is. Um dieselbige Zeit hot aber der Teifel dem August dieselbe idea gebe, und auch er is hingange und hot eine Verlobungsanzeige mit dem Isidor sein Nome und der Hotzmeisterin ihren eingebe und in der Redaktion bezohlt.

Jetzen is ober ein Hallo in der Gemeinde gewest,

Schluß auf Seite 26

Missionswerk des Marienboten

Die Oblatenmissionen während des Krieges

Von P. Heinrich Beumann O.M.J., Deutschland

Schluß

Aus Natal und Transval liegen uns keine Nachrichten vor. Doch dürfen wir annehmen, daß dort die Arbeit ungestört weiterging. Im Vikariate Natal wirkte lange Jahre P. Hermann Bold, der vergangenes Jahr in seiner pfälzischen Heimat, wo ihn der Weltkrieg überraschte, gestorben ist. Wir werden seiner später noch zu gedenken haben.

Im Basutoland war im Jahre 1943 die Zahl der Christen auf 170 220 gestiegen bei einer Gesamtbevölkerung von über 600 000. Auch die Zahl der einheimischen Brüder und Schwestern wächst ständig. Das Priesterseminar für Eingeborene in Roma wurde zur Theologischen Hochschule für Südafrika erklärt. Dort hat auch der oben erwähnte erste in Südwestafrika einheimische Oblatenpater seine Studien gemacht. Den Grundstein zu diesem Seminar legte im Jahre 1914 Bischof Genez, der am 2. März 1944 hochbetagt in seiner Heimat gestorben ist.

Die Präfektur Ipamu im Belgischen Kongo entwickelt sich gut unter der Leitung belgischer Oblaten. 24 Patres, 4 Brüder und etwa 20 Schwestern betreuen hier 40 000 Christen und Taufbewerber. Gute Hilfe leisten ihnen fast 500 Katecheten.

Asien

Die Perleninsel Ceylon war längere Zeit in großer Gefahr, unmittelbares Kriegsgebiet zu werden. Erzbischof Masson von Kolombo gelobte, in Tewatte, im Norden von Kolombo, eine Basilika zu Ehren Unserer Lieben Frau von Lanka zu bauen, wenn die Kirchen der Diözese nicht durch Bombardierung zerstört würden. Lanka (die Glanzvolle) ist der Lieblingsname des Ceylonesen für seine Heimatinsel. So wird die liebe Gottesmutter, die schon lange in Tewatte eine große Verehrung genießt, bald ein neues Heiligtum auf Ceylon erhalten.

Bischof Pieris O.M.J. von Chilaw konnte seine ersten einheimischen Priester weihen. Auch seine italienischen Patres konnten ungehindert weiter arbeiten während des Krieges.

Ueber Laos (Indochina), das unter japanischer Kontrolle stand, liegen keine Nachrichten von den dortigen Oblaten vor. Doch konnten ihre Nachbarn aus dem Pariser Seminar die Arbeit an den Katholiken ungehindert fortsetzen, während die Missionierung der Buddhisten sehr erschwert wurde, da die neue Autorität den Buddhismus mehr oder weniger als Staatsreligion begünstigte.

Auf den Philippinen begannen 20 amerikanische Oblaten 1939 ihre Missionsarbeit, hauptsächlich unter den Moros (Mohammedanern). Diese Arbeit wurde jäh unterbrochen durch den Einmarsch der Japaner. Ueber das Schicksal der Patres ist uns Näheres nicht bekannt.

Die australische Kolonie der Oblaten konnte 1944 ihr goldenes Jubiläum feiern.

Amerika

Am Pilkomayo schaute der Apostolische Präfekt, P. Walter Vervoort, 1940 sehr düster in die Zukunft. „Werden wir nach Beendigung des Krieges genug Unterstützung erhalten, oder müssen wir trauernde Zeugen sein, wie die übermenschliche Arbeit von 15 Jahren in Trümmer zerfällt?" schrieb er damals.

Die Unterstützung blieb bis heute aus. Und doch hat die dortige Mission nicht nur ihren Stand gewahrt, sondern ihr Arbeitsfeld noch erweitert. Hören wir, was Msgr. Vervoort am 16. Oktober 1945 zu melden weiß! „Die Unseren befinden sich relativ gut. Einige Kranke gibt es immer; die Brüder Schumacher und Goldhofer sind operiert worden. ‚Unbefleckte Empfängnis,' wo P. Wilhelm Tameling und P. August Schäfer tätig sind, liegt oberhalb des Pilkomayo, Guachalla nahe der bolivianischen Grenze. ‚St. Theresia vom Kinde Jesu' liegt 3 km von hier. Dort befindet sich P. August Bastian und P. Alois Mock. In Esteros sind P. Gg. Lippold und Bruder Maximilian Goldhofer und drei Schwestern. In St. Leonardo ist P. Johannes Wilkskamp und P. Linus Junker mit den übrigen Brüdern und zwei Schwestern. Ich selbst bin in Mariscal Estigarribia, dem Sitz des Militärdistriktes, nur drei km von St. Theresia v. K. J. entfernt, bei Lopez Filippis. Ich versehe hier die Seelsorge. P. Franz ist in Monte Sociedad, P. Blersch in Villa Hayes, einem Distrikt, der etwa 15 km weiter entfernt liegt. Beide Distrikte gehören zur Präfektur, die sich jetzt dem Pilkomayo entlang erstreckt und durch diese Gebiete abgegrenzt wird. P. Breuer ist weiterhin in Asuncion. P. Hubert Gietzen befindet sich allein in Independencia. Er ist oftmals krank, ist sehr abgearbeitet. Sein Gebiet stellt ein sehr schwieriges Gelände dar, und es ist sehr einsam dort. Pater Karl und P. Johannes Hennes sind in Gastelli, Argentinien. Jetzt fehlen uns

Hilfskräfte aus Ihrer Provinz, die wir in keiner Weise erwarten können. Gibt es noch Berufe? Wir wollen die Hoffnung auf Besserung nicht aufgeben. Jahrelang habe ich schon keine Nachricht von meiner Familie." So weit dieser Brief des Apostolischen Präfekten P. Walter Veervoort vom Pilkomayo.

Im benachbarten Uruguay und in Argentinien entwickeln sich unsere Missionen gleichzeitig prächtig. Zwei neue Gründungen waren 1944 geplant. Der Vize-Provinzial gedachte, Mitte Januar bis Ende Juli dieses Gebiet zu visitieren. Was daraus wurde, wissen wir nicht. Uruguay erhielt vor einigen Jahren Verstärkung durch die Patres unserer Residenz in Sta Victoria, Diözese Pelotas, Brasilien, die aufgegeben wurde. Neuerdings (1943) sollten die Patres der ersten amerikanischen Provinz eine Gründung in der Erzdiözese S. Paulo in Brasilien übernehmen. Ein Flugzeugunglück des Erzbischofs verhinderte aber einstweilen die Ausführung. (Die amerikanischen Oblatenmissionare sind in der Zwischenzeit in St. Paulo angekommen. Red.)

In Mexiko, so wird uns 1944 berichtet, verbietet die kirchenfeindliche Gesetzgebung den Ordensleuten den Aufenthalt. Die Handhabung dieses Gesetzes aber ist nicht mehr so streng. Darum haben einige Patres der Texasprovinz mutig ihren Einzug in die Hauptstadt des Landes gehalten und arbeiten unter amerikanischer Flagge. Sie suchen die Kirche San Jeronimo in der Nähe der Kathedrale wiederzuerhalten, an der sie früher wirkten.

Auf Haiti haben unsere Patres die Mission in der Diözese Cayes übernommen. P. Ludwig Collignon wurde am 21. November 1942 von Kardinal Villeneuve O.M.J. zum Bischof dieser Diözese konsekriert. Die Missionare arbeiten dort unter 600 000 Negern und einigen Hundert Weißen, es scheint mit gutem Erfolg, denn im Mai 1943 spricht eine Nachricht schon von drei Novizen. Einzelheiten stehen noch aus.

In Canada begingen die Oblaten 1941 das hundertjährige Jubiläum ihrer ersten Ankunft. Papst Pius XII. sprach in seinem Glückwunschschreiben seine Anerkennung aus über die fruchtbare Tätigkeit der Oblaten: „Mit Riesenschritten gingen sie voran auf ihren harten Apostelpfaden! Schnell mehrten sich die Berufe und bald sah man viele von ihnen an hervorragender Stelle in der kirchlichen Hierarchie. Und von ihren kleinen Missionsstationen strahlte das Licht des Evangeliums allmählich hinauf bis zum Nordpol." Wir begegnen unter diesen Pionieren des Heilandes Bischof Grandin und Bischof Ovid Charlebois, deren Seligsprechungsprozeß läuft. Zwei andere große Gestalten sind die Bischöfe Breynat und Turquetil, die nun im hohen Alter nach einem arbeitsreichen Leben ihr Amt niedergelegt haben.

Msgr. Breyant O.M.J., Apostolischer Vikar vom Mackenzie, der „Bischof der Winde," war vierzig Jahre Oberhirte seines Sprengels. Zum Koadjutor war ihm Msgr. Fallaize gegeben worden, der sich aber früher als sein Bischof selbst wegen Krankheit zurückziehen mußte. Die Schneefelder Nordamerikas hatten seine Augen stark angegriffen. Er sucht Heilung in Frankreich und weilt in Lisieux, wo er durch Gebet und Predigt seiner Mission hilft. An seiner Stelle wurde P. Joseph Trocellier von Aklavik Koadjutor und Nachfolger des Bischofs Breynat. Er erhielt auch die Titeldiözese seines Vorgängers, Adramyta, der seinerseits zum Titularerzbischof von Garella ernannt wurde. Msgr. Trovellier machte als Gefangener des ersten Weltkrieges einen Teil seiner theologischen Studien in einem Gefangenenseminar in Westfalen. Die Arbeit in seinem Sprengel gedeiht in materieller und geistiger Hinsicht.

Msgr. Turquetil, Apostolischer Vikar der Hudson Bay, hat ebenfalls demissioniert und sich ins Scholastikat von Washington zurückgezogen. 1912 begann er seine Arbeit in Chesterfield Inlet. Alle Stationen an der Hudson Bay verdanken ihm ihr Entstehen. Wo zu Anfang keine einzige katholische Seele war, blühen nun vierzehn Missionen. Die Bewohner des Landes stehen fast ausnahmslos unter dem Einfluß des katholischen Priesters, während der Einfluß des protestantischen Pastors stark zurückgegangen ist. Es bleibt nur noch die Konversion selbst, die erst nach einem langen Katechumenat stattfindet. Msgr. Turquetil nützt nun seine Zeit aus mit völkerkundlichen und sprachlichen Studien, in denen er sich spezialisiert hat. An seine Stelle als Apostolischer Vikar tritt Marc Lacroix, bis jetzt Missionsoberer von Repulse Bay.

Wir haben unsern kurzen Rundgang durch die Oblatenmissionen in aller Welt beendet. Weltweit sind diese Missionen in buchstäblichem Sinne, dehnen sie sich doch über weite Räume aller Erdteile aus. Sie vereinen in sich mit großartiger Mannigfaltigkeit stärkste Gegensätze in landschaftlicher, klimatischer, volksmäßiger, sprachlicher und religiöser Beziehung. Und wir können sagen, daß die Missionen selber kaum einen nennenswerten Schaden in diesem Kriege, der doch die ganze Welt entflammte, erlitten haben. Dafür wollen wir Gott und Maria, der Schutzherrin unserer Genossenschaft, Dank sagen. Werden nun diese Missionen noch nach dem Kriege Schaden erleiden an den Nöten, unter denen die Heimat so schwer zu tragen hat? Wird das Interesse für die Missionssache erlahmen unter dem Druck der Sorgen, die auf der Heimat lasten?

Ich glaube nicht. Wenn man z. B. die Antworten liest, die auf unsere Anfrage bei früheren Beziehern der Monatsblätter eingelaufen sind (wir wußten ja nicht, ob sie noch lebten oder wohin sie der Krieg verschlagen hatte), so ist man oft erschüttert über die so einfache Selbstverständlichkeit, mit der diese Menschen, die manchmal alles an Hab und Gut verloren haben, sich in den Dienst der Zeitschrift des Marianischen Missionsvereins, wie überhaupt in den Dienst der Heidenmissionen stellen genau wie früher, ja noch eifriger als früher.

Werden den Missionen die Arbeitskräfte fehlen, weil der Krieg so viele Opfer gefordert hat unter unsern Seminaristen und Abiturienten und weil unsere Missionsschulen seit Jahren ihre Pforten schließen mußten und so den jüngsten Nachwuchs nicht heranzubilden vermoch-

Schluß auf Seite 27

Hanne Riedels glücklicher Tag

Von Hertha Pohl

Das Werkzeug ragt dunkel gegen den fahlgrauen Novemberhimmel.

Wenn ein kalter Windstoß am Gebälk rüttelt, scheint sich der blecherne, rostüberzogene Christuskörper, der an wackligen Nägeln daran hängt, mit leisem Aechzen zu bewegen.

In nüchterner Reihe dehnen sich die Felder zu beiden Seiten des aufgeweichten Fahrweges, wie glattausgespannte tiefbraune, grüne und schwarze Tücher. Zwischen der jungen Saat trippeln ein paar große Krähen. Jetzt heben sie die Köpfe und flattern mit schwerem Flügelschlag zur dunklen Waldlinie hinüber. Eine trappelnde Kuhherde nähert sich dem grünübersponnenen Felde.

Sonntag um Sonntag hütet Hanne Riedel die Kühe des Oberhofbauern. Die Tiere bewegen sich mit gesenkten Köpfen langsam am Wegrain entlang. Sie stecken die Mäuler ins spärliche Gras und rupfen geräuschvoll davon. Wenn eine Kuh vorwärts drängt, klirrt die Kette. Sonst ist es totenstill auf den öden Feldern.

Hanne Riedel, die Hirtin, lenkt die Kuhherde mit einem Anruf ihrer klanglosen, rauhen Stimme am Wegkreuz vorüber. Ihr graues Tuch, das sie dicht um den Kopf und die breiten Schultern gezogen hat, preßt der Sturm gegen den Körper. Unter dem dunklen Rocksaum sind vom Knöchel ab die lederbraunen nackten Füße sichtbar. Aus der Tuchhülle schaut ein Teil des roten, hartknochigen Gesichtes. Die halbgeschlossenen Augen sind stumpf und ausdruckslos.

Auf der nahen Landstraße rollt in langen Zwischenräumen ein Wagen vorbei, oder ein taktmäßiger Schritt hallt hart herüber. Niemand wirft einen Blick auf die Hirtin, die die sehnigen Arme ineinandergeschlungen reglos auf dem freien Felde steht. Die graue, bewegungslose Gestalt wirkt im müden Zwielichte wie ein sich aus der Oede erhebender Baumstumpf.

Am frühen Abend flimmert ein mattgoldener Lichtschein minutenlang hinter dem Walde auf. Jetzt wird der Anfang des breiten Waldweges sichtbar. Die Hanne hebt unmerklich den Kopf. In ihren matten Augen scheint sich ein Funke des vergehenden Lichtes wiederzuspiegeln. Sein heller Schimmer wirft einen weichen Schein über ihr verdorrendes Gesicht.

Immer, wenn das letzte Sonnenlicht hinter dem Walde aufzuckt — heut war es nur ein schwacher Schein — muß sie hinübersehen. Dann wird die Zeit lebendig, in der sie jung war und liebte. Sie sieht sich mit Berthold Nagel, dem frischen, braunäugigen Fuhrmann aus dem Walde heraustreten — es war auch zur Zeit des Sonnenuntergangs. Das Kopftuch hängt ihr im Nacken, und ein Teil des gelösten dicken Zopfes darüber. Und es ist schwer zu sagen, was stärker brennt: ihre weitgeöffneten, glücklichen Augen, oder der heißgeküßte, schwellende Mund.

Es war der einzige, kurze Glücksrausch ihrer Jugend. Dem jungen Fuhrmann, ihrem Liebsten, bot eine reiche Witwe ihr Herz und ihren Bauernhof an. Und er — der arme Teufel — wäre doch ein Narr gewesen, wenn er nicht zugegriffen hätte, wo es das Schicksal so gut mit ihm meinte.

Voll Schadenfreude erzählten die Mägde der Hanne am Brunnen: „Bild dir nicht länger den Berthold ein, dumme Liese. Den hält die reiche Peters fest. Er sitzt Sonntags in ihrer guten Stube und läßt sich die guten Sachen schmecken, die sie ihm gekocht hat, grad, als wäre er schon der Ehemann." — —

Am Abend stellte sie den jungen Nagel mit flammenden Augen zur Rede. Er reizte sie hinterhältig: „Du — du willst mich lieben!? Nur deine Küsse gibst du mir." Um ihn, an den sich ihr hungerndes Herz klammerte — sie hatte ihre Eltern kaum gekannt und war halberwachsen in Bauerndienst gegangen —, festzuhalten, gab sie ihm ihr letztes, kostbarstes Gut.

Es hatte ihr nicht genutzt. Unerbittlich rächte sich ihre Schwäche. Der junge Nagel ging achtlos wie über einen im Wege liegenden verdorrten Blumenstrauß über sie weg und ließ

Reife Felder

Reifendes Korn steht wie im Gebet,
Neigt goldene Halme ährenschwer.
Steht leuchtend und wartet auf den, der mäht;
wünscht für sich selbst nichts mehr.

Reifendes Korn steht zum Opfer bereit;
Fürchtet nicht Schnitt noch Todesnot.
Es weiß: Nur Opfer erlöst und befreit,
Nur Opfer wirkt heiliges Brot.

M. Wisolek.

sich vier Wochen später mit der reichen Witwe aufbieten. Ihr schickte er seine Mutter, um „alles glatt zu machen." Die frömmelnde Alte riet ihr voll falschem, weinerlichem Mitgefühl zur Vernunft. Ihr Junge könnte doch nicht so eine Partie ausschlagen! Das ginge nicht, und das müsse sie auch einsehen. Sie wäre nicht die erste, die damit allein fertig werden müsse. — — Und — sie hatte sich erst an der Tür versichert, daß niemand horche — der Berthold werde für alles aufkommen. Sie brauche nicht erst darum zu klagen. Und überhaupt, ihre zischende Stimme war fast unhörbar geworden, wenn sie etwa — es wäre doch eine unnötige Last — da wisse sie, die Nageln, auch noch Rat. Bis jetzt wisse doch noch niemand darum, und — — —

Weiter kam die lispelnde Alte nicht. Die Hanne war emporgefahren und hatte ihr mit der Faust vor die Brust gestoßen. Am ganzen Leibe fliegend, hatte sie die Tür aufgerissen und stumm mit den Augen drohend hinausgedeutet. — — — Mit übermütigem Peitschengeknall waren die Hochzeitswagen kurze Zeit darauf am Oberhof vorübergerasselt. Die Bäuerin hatte, um ihr einen Possen zu spielen, es eingerichtet, daß sie — die Hanne — zur gleichen Zeit Dünger aufladen mußte. So stand sie mit schmutzigen Füßen, die Röcke mit einem Strick hochgegürtet und die Düngergabel in der Hand da, als der Brautwagen sich näherte. Die jüngste Magd, ein schadenfroher Kobold, die hinter der Düngerfuhre lauernd und bereit gestanden, warf der in Glut getauchten einen aus Nesseln und Stroh geflochtenen Kranz über das wirre Haar, als die geputzte Braut siegesgewiß lächelnd herüberschaute. Der Beschimpften Tränen und Zorn gingen in dem schallenden Gelächter des in der Tür beobachtenden Gesindes unter. Seit der Zeit war die Hanne menschenscheu und sonderbar geworden. In ihrem Herzen bohrte ohnmächtiger Haß, und ihr Auge blickte finster und mißtrauisch.

In ihrer kalten Kammer wurde dann das Kind geboren. — Sie mußte Gott danken, daß die Bäuerin sie nicht hinausgejagt hatte, aber die eigennützige Frau rechnete mit der männlichen Arbeitskraft der Magd. Und dann starb ja auch der kleine vernachlässigte Wurm, der stundenlang nach der auf dem Felde arbeitenden Mutter geschrien hatte. Der Hanne wurde zu dem Todesfall förmlich Glück gewünscht und auch der Bauer klopfte ihr wohlwollend auf die Schulter. Sie aber wurde noch stiller und abweisender. Im Hause sah niemand die Wortkarge gern, und so arbeitete sie, von der der Bauer rühmend gesagt, daß sie Mannesknochen besäße, die Woche hindurch wie ein Knecht auf dem Feld. Ganz freiwillig hatte sie sich erboten, am Sonntag die Kühe zu hüten.

So gingen die Tage, die Jahre hin. Stumpf tat die Hanne ihre Pflicht. Die im Oberhof hatten längst auch das Unglück der Magd vergessen und auch Hanne hatte sich in das Unabänderliche finden müssen. Aber unter ihrem verschütteten Herzen glimmte fort und fort ein Funke ohnmächtigen Hasses, und ihre verdüsterten Augen sahen manchmal lange und lauernd in die Talniederung hinab, in der das stattliche Gehöft des Nagelbauern stand. — —

Heute muß sie wieder einmal stärker als sonst an ihre schmachdurchtränkte Vergangenheit denken. Zu Mittag war der Berthold mit einem schmucken Wagen auf der Landstraße vorübergefahren. Er hatte Mühe, den übermütig tänzelnden jungen Rappen zu zügeln. Die Fahrt ging zu den Verwandten der Frau, in deren Dorfe Kirmes war. Im Wageninneren, in das die Hanne einen verdeckten Blick geworfen, saß die Frau nicht. Ob sie krank war? — Doch was ging sie noch der Nagelbauer und sein Weib an! — —

Der matte Sonnenschimmer ist verflüchtig. In der Flußniederung steigt ein feiner weißer Dampf empor — Nebel.

„Heda!" Die rauhe Stimme der Magd ruft nach den Kühen. Sie ergreift die am Boden schleifende Kette und treibt die Tiere zur Landstraße hinüber.

Auf einmal bleibt sie stehen und hebt lauschend den Kopf. Ungleichmäßig schüttelndes Rädergerassel nähert sich mit rasender Eile. Die Kühe werden unruhig. Aber Hanne scheint es nicht zu merken. Ihr starrer Blick bohrt sich in die Nebelwand, die sich auf der Landstraße erhoben hat. Und nun jagt es aus dem weißen Dunst hervor: ein schäumendes Pferd, dahinter der hin- und hergeschleuderte Wagen. Der Kutscher muß wohl längst die Gewalt über das rasende Tier verloren haben. Mit gesträubtem Haar, — die Augen weit aufgerissen — sucht er sich an das Sitzbrett des Wagens zu klammern.

„Jesses — das is doch!" — Der Hanne steht das Herz still. Sie springt vor, um besser sehen zu können. Ja, sie hat ihn erkannt — ihn — der ihre Jugend zertrat — der aus ihr gemacht, was sie jetzt ist, das verbitterte, freudlose Weib, dem jeder aus dem Wege geht. Er, dem ihre schwörenden Haßgedanken nicht oft, aber desto glühender Unglück und Tod gewünscht. Doch das Böse schien keine Gewalt über den Mann zu haben. Satt und zufrieden saß er auf seinem stattlichen Bauernhofe und hätschelte seine heranblühenden gesunden Kinder.

Und nun — endlich, endlich der Zahltag!

Das Weib am Straßenrand stößt einen wilden Schrei aus. Die stumm getragene Qual vieler Jahre gellt aus ihm.

Ja, du Glücksvogel; jetzt steht der kalte Schweiß auf deiner Stirn! Jetzt vergeht dir das Lachen — denn du tust deine letzte Fahrt. Noch wenige Augenblicke, dann kippt der Wagen um, und dein herausgeschleuderter Körper prallt blutend an den nächsten Meilenstein. Oder die tolle Fahrt geht in den nahen Fluß hinab, und das dumpfe Rauschen der Wellen ist dein Sterbelied. Abgebro-

chen, in rasender Eile durchjagen all diese Gedanken Hannes Kopf. O, sie wird sich hüten, dem scheuen Pferd entgegenzuspringen, mag's auch noch so sehr in ihren starken Armen zukken! Das ginge ums Leben! Nein — dem da wird nicht geholfen! Aber nun hat der Mann die Gestalt am Wegrand bemerkt. Er schreit verzweifelt auf und streckt den einen Arm in die Luft. Die Hanne drückt die Augen zu. — Nicht hinsehen — bis es vorbei ist. Aber trotz der geschlossenen Augen sieht sie greifbar deutlich das Gesicht des Mannes — das junge Gesicht mit den heiteren braunen Augen, das sie einst geliebt. Und aus den Schreien des Verzweifelnden glaubt sie die Notrufe der Menschheit zu hören.

„Du sollst nicht töten!" Die Hanne erschauert. Hat jemand das Wort gesprochen? Oder brach es dumpf warnend aus ihrem aufgewühlten Innern hervor?

Sie will sich von neuem in ihren Haß einwühlen. Es gelingt ihr nicht. Von zwiespältigen Empfindungen gerissen stöhnt sie auf. Eine unsichtbare Hand scheint sie vorwärts zu stoßen. Sie reißt die Augen auf, springt vor und packt im letzten Augenblick das schäumende Tier.

Ein furchtbarer Ruck wirft ihren Körper zurück. Das Pferd steigt in die Höhe — schlägt aus — Funken sprühen. Sie aber hält mit übermenschlicher Kraft das rasende Tier. Ihre Fersen bohren sich tief in die Erde. Aber ihr Blick ist fest und furchtlos auf das scheue Pferd gerichtet. Jetzt — scheint es sich zu beruhigen. Es war die höchste Zeit. Die Landschaft versinkt vor den Augen der Mutigen in rotem Nebel. Aber sie lockert erst ihren eisernen Griff, als sie fühlt, daß zwei Männerfäuste neben ihr zupacken. Tief seufzt sie auf — dann schießt sie taumelnd vorwärts und umklammert den nächsten Baum.

„Hanne — Du!" Beim Anruf der heiseren, vor Erregung zitternden Männerstimme, die sie nur zu gut kennt, schlägt die Magd langsam die Augen auf. Ihre Hände lösen sich von dem rissigen Baumstamm. Hoch richtet sie sich auf und sieht auf den Mann herab, der mit geneigtem Kopf vor ihr steht. Jetzt hebt er scheu den Blick. Einen Herzschlag lang sind sich ihre Augen so nahe, wie damals, als sie die ersten, unbeholfenen Liebesworte wechselten. So sehen sie sich mit einem den Grund der Seele erforschenden Blick stumm an. Der Mann findet in dem Weibe, das mit gelöstem Haar und erwachten leuchtenden Augen vor ihm steht, etwas von jener alten wilden Schönheit wieder, die ihn einst entzückt. Aber eine unnennbare Hoheit steht wie ein unsichtbarer Heiligenschein über ihrer Stirn. Er wagt es nicht, seine Hand dankbar vorzustrekken. Unwillkürlich muß er sie vergleichend seine Frau vorstellen, die nichtsahnend in diesem Augenblick vor der vollen Schüssel sitzt und in träger Gemütlichkeit das Abendbrot verzehrt. Ihr noch immer hübsches, rosiges, aber unsagbar leeres Gesicht erweckt in ihm in diesem Augenblick ein Gefühl des Widerwillens. Er muß vor Hannes ruhigem Blick die Augen niederschlagen.

Aber auch die Magd hat in den Zügen des Bauern, von denen der Schreck die selbstzufriedene Maske gezerrt, geforscht. Und sie findet um die Mundwinkel ein paar tiefe Falten. Sein Haar, das sich bereits lichtet, ist an den Schläfen angegraut. Er sieht aus wie einer, der einen stillen Gram mit sich herumschleppt.

„Hanne," der Bauer ruft sie noch einmal beim Namen. Seine Stimme ist weich und bittend. Er rafft sich zusammen und hält ihr die Hand hin. Sie aber scheint es nicht zu sehen. Mit trockenem Spott deutet sie

Es gibt einen Herrgott

Aristoteles, einer der größte, bekannteste Gelehrte des Altertums, sagte: „Wenn man die Erde, das Meer und den Himmel betrachtet, kann man da noch zweifeln, daß es einen großen Gott gibt und daß alles sein Werk ist?" (Aristoteles in Cic. de nat. deorum, 1, 2, 36.)

Am 2. April 1791 lag Mirabeau, das ungegbändige Genie der französischen Revolution, im Sterben. Es war ein schöner Frühlingstag. Der Todkranke ließ sein Bett ans Fenster rücken und schaute in das sprossende Grün, vom strahlenden Licht der Sonne überflutet. Da vergaß der unermüdliche Kämpfer in der politischen Arena die Politik, in diesem Augenblick berührte seine Seele das Ewige: beim Blick auf die herrliche Frühlingslandschaft rief er aus: „Und das sollte kein Gott gemacht haben?!"

Je feiner das Kunstwerk, um so größer der Künstler!

Ein ganz feines Kunstwerk ist unser Leib. Ich trage in mir eine ganze Anzahl von Kraftzentralen oder chemischen Fabriken, die ganz ohne mein Zutun arbeiten. Da ist z. B. die Verdauung der Nahrung, das Atemholen, der Blutumlauf ... Das geht alles von selbst, ohne daß ich daran denke. Alles ist zweckmäßig eingerichtet. Meine Ohren sind wunderbare Harfen. Jede hat etwa 6000 Saiten, von denen die längste einen halben Millimeter, die kürzeste einen Zwanzigstel-Millimeter lang ist. Sie sind alle so fein abgestimmt und so eingerichtet, daß sie die Klänge und Geräusche in sieben aufsteigenden Tonleitern aufnehmen können. Das Herz ist eine gewaltige Saug- und Druckpumpe, die hunderttausendmal im Tage mein Blut in alle Teile meines Leibes bringt ... Eine jede von den vielen Millionen Zellen, aus denen mein Leib besteht, nimmt aus dem Blute gerade jene Nahrung, die sie nötig hat, nicht mehr und nicht weniger, ohne sich jemals zu irren. Und dies alles geht so ruhig vor sich, daß nur das Klopfen meines Herzens mir die ununterbrochene Arbeit anzeigt.

O, möchte jeder unserer Herzschläge ein Bekenntnis unseres Glaubens an den unendlich großen Gott sein!

nach dem Gefährt hinüber. „Ihr habt schlecht angeschirrt, Nagel-Bauer. Man merkt's, daß Ihr von der Kirmes kommt! Ich rat Euch, führt das Pferd am Halfter heim. Es ist noch immer unruhig."

Und ehe der in Glut getauchte Mann antworten kann, hat sie sich umgewendet. Bald verbirgt der Nebel ihre Gestalt. Ihre rauhe Stimme, die nach den Kühen ruft, ist noch einmal in der Entfernung zu hören.

Der Mann hat reglos gestanden und in die Nacht hinausgelauscht. Mit starrem Gesicht und schweren Füßen schlürft er nun auf seinen Wagen zu — ein um Jahre Gealterter.

*

Es ist ganz finster, als Hanne heimkehrt. In der hellerleuchteten Küche klappern sie bereits mit den Blechlöffeln.

„Was soll das heißen," herrscht der Bauer das Mädel an, das schweigend eingetreten ist. „Kommt man jetzt erst von der Weide? Und wie siehste denn aus, he! Wie eene Rumtreibern."

Die Gescholtene rechtfertigt sich mit keinem Wort. Und doch verstummt der Mann unter ihrem verächtlichen Blick. Was die für Augen machen kann! Das hat er so noch gar nicht gewüßt. Am Ende kann se doch wirklich nischt dafür, wenn se erscht jetzt heimkommt. Vielleicht hat sich eene Kuh losgerissen, so was kann vorkommen. — Zum ersten Male sieht der Bauer sein menschliches Lasttier genauer an, die frostroten schwieligen Hände, das wetterharte Gesicht. Es wird ihm unbehaglich zu Mute.

„Mach der Hanne die Suppe warm," befahl er der Jungmagd mit ungewöhnlicher Einsicht und zu Hanne gewendet: „Setz dich zum Ofen, Mädel. Du bist ja ganz erfroren."

*

In dieser Nacht liegt Hanne Riedel lange wach. Ihr Atem geht leicht und ruhig. Es ist ihr, als wäre eine Lebenslast von ihrer Brust gewälzt. Und das Glück dieser stillen Stunde, in der sie die süße Freude ihrer Selbstüberwindung erst wohl empfindet, ist süßer und reiner, als die unruhige Befriedigung, die einst in ihrer jungen Liebe lag.

Das muß man zehnmal lesen!

„Ich habe eine Frage für dich allein, mein Bruder; wie ein Senkblei werfe ich diese Frage in deine Seele, daß ich wisse, wie tief sie sei. —

Du bist jung und wünschest dir Kind und Ehe.

Aber ich frage dich: Bist du ein Mensch, der ein Kind sich wünschen darf?

Bist du der Siegreiche, der Selbstbezwinger, der Gebieter der Sinne, der Herr deiner Tugenden?

Also frage ich dich.

Oder redet aus deinem Wunsche das Tier und die Notdurft?

Oder Vereinsamung?

Oder Unfriede mit dir?

Ich will, daß dein Sieg und deine Freiheit sich nach einem Kinde sehnen.

Lebendige Denkmäler sollst du bauen deinem Siege und deiner Befreiung.

Ueber dich selbst sollst du hinausbauen.

Aber erst mußt du mir selber gebaut sein, rechtwinklig an Leib und Seele."

Nietzsche.

Moderner Familiensinn

Zwei kleine Mädchen . . .

Unser Freund Josef kehrt von der Arbeit nach Hause und befindet sich in der Straßenbahn. Zwei Damen, denen er gerade den Rücken kehrt, unterhalten sich äußerst lebhaft:

„Betrachten Sie doch einmal meine zwei Kleinen, Madame! Sind sie nicht hübsch?"

„Reizend, Madame, wie alt sind sie denn?"

„Drei Jahre, es sind Zwillinge. Ich darf sie nicht trennen, sonst geht es einfach nicht mehr."

„O wie schön! Welche Zuneigung! So etwas . . ."

Josef ist am Ziel angelangt. Beim Aussteigen will er doch einmal diese niedlichen Mädchen ansehen. Er dreht sich um und erblickt zu seinem Entsetzen — zwei abscheuliche Hündchen!

Kommentar überflüssig!

Wohin gehe ich?

Ein Trunkenbold taumelte über die Straße. Unfähig, den Weg nach Hause zu finden, geriet er in Wut, stieß fürchterliche Lästerungen aus und wandte sich schließlich in roher Weise an einen Vorübergehenden: „Sagen Sie mir . . . ich habe den Weg verfehlt . . . wohin gehe ich?" — „Dem Verderben entgegen!" war die Antwort des Gefragten. Der Unglückliche war betroffen, er schaute starr vor sich hin und spach auf einmal: „Ja, das ist wahr." — „Kommen Sie mit mir," fuhr der andere freundlich fort, „ich will Sie nach Hause führen." Er tat's.

Die Worte „Dem Verderben entgegen!" kamen dem Trinker nicht mehr aus dem Sinn . . . Er trank keinen Tropfen Alkohol mehr.

Wie oft erneuert sich der menschliche Körper?

Die Behauptung, daß der menschliche Körper sich von Grund auf alle sieben Jahre erneuere, ist nicht ganz richtig. Seinen Wasserbestand wechselt der Körper durchschnittlich bereits alle drei Wochen. Da der menschliche Körper zu 93 Prozent aus Wasser besteht, so bedeutet dies, daß neun Zehntel des Menschenkörpers in Abständen von 21 Tagen sich erneuern. Der Stickstoff hingegen, der als wesentlicher Bestandteil des Eiweißes, folglich der Muskeln gilt, braucht durchschnittlich 290 Tage, um durch neue Mengen ersetzt zu werden, während wir unsern Bestand an Eisen alle 300 Tage wechseln.

Modernes Märchen

Von Paul Frima

Die amerikanische Milliardärin erwachte in ihren weichen Kissen und gähnte in die Arme. Sie war blond und rund, ihre Augen guckten in die Welt wie der Himmel bei gutem Wetter. Es war acht Uhr. Sonnenkringel schlängelten sich durch die Vorhänge. Die Milliardärin gähnte ein zweites Mal, dann sann sie nach, ihr kam dieses satte Leben müde und uninteressant vor; heute wollte sie einmal etwas ganz Besonderes unternehmen, etwas, das Milliardärinnen nicht oft tun.

Sie hüllte sich in ihr duftiges Organdikleidchen und sah nun wirklich gut und schön aus, ganz wie eine Fee. Allein ging sie in den Eßraum und nahm von der Obstschale Kirschen. Wie die Früchte schillerten in diesen schönen, schlanken Händen! Langsam durch den großen Park schlendernd, gelangte sie ins Freie. Sie schritt durch die Allee der alten Plantauen, unter deren Blattgewölbe immer eine Art Nacht war, selbst dann, wenn die sommerliche Glut ein still brütendes Licht auf die beglänzten Wipfel legte. Das Gittertor, in welchem die verrosteten Anfangsbuchstaben der Milliardärsfamilie von saftigen Blätterranken umschlungen waren, fuhr knarrend ins Schloß, als die junge Dame schon fünfzig Schritte vom Parke entfernt war. Nun befand sie sich auf der von der Hitze brüchigen Landstraße. Ein Schnabel klopfte gegen eine Rinde, eine Eidechse glitt durch den Staub, eine Zikade verstummte beim Herannahen der schönen Frau. Später hatte sie das Bedürfnis, sich ein wenig ins Gras zu legen. Ganz in der Nähe stand ein Bauernhaus; es war der Mann damit beschäftigt, das Dach zu reparieren, und wie sie so halb träumend und sinnend zwischen den wiegenden Gräsern und Rispen lag, kam ihr ein Einfall.

Die Milliardärin erhob sich, trat auf den Bauern zu und frug ihn, warum er das Dach mit Schindeln decke und nicht mit Ziegeln. Diese seien doch wohl haltbarer?

Mit dem Handrücken wischte sich nun der Bauer den Schweiß von der Stirne, zeigte aufschauend lächelnd seine weißen Zähne und meinte: „Weil's zu teuer ist, schöne Jungfer!"

„Nun, was würde das kosten?" fragte sie, so wie etwa eine gute Fee es getan haben würde.

„Liebe Frau, mindestens fünfhundert runde Dollars!"

Die Milliardärin griff nach ihrem eleganten Täschchen und entnahm diesem ein Büchlein, schrieb mit der güldenen Feder etwas hinein, riß das beschriebene Blatt mit graziöser, leichter Bewegung heraus und reichte es dem Bauern. Er dankte der freigebigen Dame und lief hocherfreut zu seine Frau, um ihr die frohe Nachricht des Geschenks zu bringen. „Esel, warum hast du nicht gleich tausend Dollars gesagt, die Milliardärin hätte dir anstandslos einen Check auf diese Summe gegeben. Lauf ihr sofort nach und sage ihr, du habest dich verrechnet. Diese Ziegel kosteten tausend Dollars!"

Der Bauer tat, wie ihm geheißen ward und eilte der schönen Dame nach, die ein Liedchen summend, heiter und zufrieden zwischen den wogenden Aehrenfeldern dahinschlenderte, ihren großen Strohhut am Arme schlenkernd. Der Bauer erreichte sie keuchend und trug ihr seine Bitte vor.

Sie lächelte süß und ließ sich den Check wieder geben. Im geheimen schmunzelte der Bauer schon über die Schläue seiner Gattin.

Da zerriß die reiche Frau den Zettel in tausend Fetzen und jagte den Unverschämten fort. Seither steht das Bauernhaus nur mit Schindeln überdeckt, und wenn nicht wieder einmal eine freigebige Milliardärin kommt, so wird das noch lange so bleiben.

Des Kindes Seele

Des Kindes Seele ist ein weißes Blatt,
Das man in Elternhand gegeben hat.
Was nun der Griffel auf das Blatt mag schreiben,
Wird in des Kindes Seele haften bleiben.
O sei bedacht und schreib kein falsches Wort —
Es steht für immer — nie mehr tilgst du's fort.
Doch gute Lehren, liebevoll gegeben,
Bewahrt das Blatt als Schatz fürs ganze Leben.

Des Kindes Seele ist ein weißes Blatt!
Glückseliges Kind, das edle Schreiber hat! —
Glückselig alle, die mit starkem Willen
Es recht verstehn, das weiße Blatt zu füllen.
Ihr Lebenswerk wird ihres Lebens Glück —
Was sie geschrieben, leuchtet hold zurück.
Aus dem, was ihrem Kinde sie gegeben —
O kommt und laßt uns unsern Kindern leben!

Marie M. Schenk.

ES FIEL EIN REIF

Roman von Henriette Brey

(Fortsetzung)

„Geh wieder heim, Lena — armes Mädel —“ sagte er dann sanfter und schluckte an einem würgenden Schluchzen.

„Ich laß dich nicht, Lorenz,“ murmelte sie verstört. „Gott im Himmel — sollst du durch meine Schuld . . .“

„Nein, Kind, du kannst es ja nicht ändern. Eher würd' ja der Himmel einstürzen, als daß dein Vater es zugäbe.“

Sie weinte gebrochen. Die harte Pflicht stand gebietend vor ihr auf. Sie versperrte jeden Weg.

„Verzeih' mir, Lorenz — ach Gott . . . ich kann ja nicht anders — —. Alle Tage will ich den Herrgott bitten . . .“

„Geh zurück, Lena, Ich . . . danke dir . . . für deine Liebe —“ sagte er mühsam. Und dann, seine Beherrschung verlierend, in jäh ausbrechender Wut — und Verzweiflung: „Und laß den Herrgott aus dem Spiel! Der hat da nichts mit zu schaffen, was bloß Menschenhärte ist!! Wenn er lebt — an mir hat er keinen Dank verdient . . . Ich fluche ihm!!“

Sein Gesicht war verzerrt, heiser schrillte seine Stimme.

„Lorenz, o Lorenz! Du Armer!“ rief sie außer sich vor Schmerz.

„Und meiner Mutter dank' ich auch nicht, daß sie mir's Leben gegeben hat — dies Hundeleben! Sie hat hart gebüßt . . . ich aber noch härter! . . . Ade, Lena — vergiß den armen Vagabunden.“

Heiße Lippen brannten auf den ihren . . .

Dann riß er sich los. Sie stand allein.

Fast besinnungslos, wie von Fieberschauern geschüttelt, schleppte sie sich zum Kreuz zurück.

„Du da oben — — hilf ihm — —“

Stumm schaute der Gekreuzigte herab. Milde blickten die Augen unter der Dornenkrone.

War's nicht wie leises Trösten darin? „Sei still, armes Menschenkind. Meine Wege sind nicht eure Wege . . . Und alle Wege und Irrwege münden zuletzt doch bei mir. Aber — meine Stunde ist noch nicht gekommen.“

Lena erhob sich. Wie eine Kranke wankte sie heim.

An der Gartentüre schaute sie noch einmal starr zurück. Schwarze Krähen flogen schreiend auf. Weit drunten auf der Landstraße ging einer. Der Nebel schluckte ihn ein.

22.

Es ist schlimm, wenn ein Hagelschlag die junge Saat bis in den Grund erschlägt. Da gibt's kein Aufstehen mehr, da würde auch die Sonne nichts mehr ausrichten.

Und ein schlimmes Ding ist es auch, wenn einer sich selbst aufgibt! In Trotz und Schmerz alle Wehren niederreißt, daß das Böse ungehemmt die preisgegebene Seele überfluten darf.

Lorenz Graf, tu' nicht die letzte Schutzwehr von dir! Tu' es nicht!

Er tat es. Was sollte ihn noch halten?

Er ging seine müde Wanderstraße.

> Sein Vater der Sturm, seine Mutter die Nacht.
> Sein Vetter der wilde Vogel im Walde . . .

Harter Winter . . . langer Winter. Da gab's keine Arbeit.

Bald war sein Gewand wieder dünn und schlecht: er war wieder der abgerissene Landstreicher. Und mit dem anständigen Rock ging auch der letzte Rest besserer Gesinnung in Fetzen.

Nun waren seine Züge bald wieder hohl, verbittert, nun wurde sein Blick wieder wie ehemals gehetzt und lauernd.

Es lohnte sich ja gar nicht, gut sein zu wollen!

Manchmal stand er vor einem Wegkreuz, der zerlumpte Geselle, und starrte hinauf.

„Du . . . du — —“

Und wollte die Fäuste ballen. Aber das konnte er nicht. Es war, als drücke einer sie ihm nieder. Als schauten erschrockene Augen ihn weinend an.

Er lachte höhnisch — und brach doch zusammen. „Lena! Lena!“

So ging Winter und Sommer und wieder und abermals Winter. Immer weiter trieb die Zeit.

Ein elendes Leben war's. O, dies ewige Auf-der-Flucht-sein, der Haß gegen die Menschen — die Furcht vor ihnen! Wenn er in einem fremden Ort kam, wähnte er, jeder sehe ihn mißtrauisch und feindselig an, jeder könne ihm die Schande von der Stirn ablesen.

Wenn er bettelte, warfen sie ihm zwei Pfennige zu, hastig, damit er nur rasch weiterging! Mit Gesichtern, auf denen Furcht oder Verachtung oder Hochmut stand.

Oder sie sagten: „So'n starker Mensch noch, und betteln! Schämst dich nicht? Hast kein Ehrgefühl im Leibe? Warum arbeitest du nicht?"

Fragte er dann um Arbeit, so hatten sie keine. Oder die verhängnisvollen Papiere schlugen jede Hoffnung tot.

„Daß ich ein Narr wäre! So einen Kerl nehm' ich doch nicht ins Haus! Einen, der im Zuchthaus war! Man wär' ja seines Lebens nicht mehr sicher!"

Die schlechtesten Herbergen suchte er auf, wenn er ein paar Groschen hatte. Wollte er in ein anständiges Gasthaus einkehren, so trieb man ihn fort. Oder drohte mit der Polizei oder Festnahme. Und wenn einer ihn wirklich einmal widerwillig einließ und ihm am entlegensten Tisch das Verlangte hinschob, dann konnte es geschehen, daß andere Gäste aufstanden und entrüstet die Wirtsstube verließen.

Den Polizisten und Schutzleuten ging Lorenz Graf gerne in großem Bogen aus dem Wege, denn sie waren seine natürlichen Feinde. Sie spürten auch in dem scheu sich vorüberdrückenden zerlumpten Landstreicher sofort den Verbrecher heraus!

Nu ein einzigesmal hatte ein Schutzmann ihn seltsam behandelt. Ja, ganz merkwürdig war das gewesen! Und Lorenz hatte sich oft den Kopf zerbrochen um den Grund.

Das war, als er einmal in einem kleinen Städtchen in einigen Häusern hungrig um einen Zehrpfennig ansprach.

Der Wächter des Gesetzes hatte das beobachtet und kam im Sturmschritt daher, die Gesetzesübertretung zu ahnden.

Streng forderte er die Papiere. Als Lorenz zur Verzweiflung getrieben, sich weigerte, geriet der hitzige Mann in Wut, daß der elende Vagabund ihm zu trotzen wagte. Aufgebracht hieb er ihn mit der flachen Klinge über den Kopf, daß über die Stirn ein Blutstreifen lief . . . und erklärte ihn für verhaftet.

„Zuerst aber her mit den Papieren! Soll wohl 'n langes Strafregister drin stehen, du Stromer! Spitzbube!" schrie er zornig, entriß dem ganz Betäubten die Papiere und faltete sie auseinander.

Dann aber geschah das Seltsame. Er las, stutzte . . . hob erschreckt den Kopf und starrte den Landstreicher an, als sähe er ein Gespenst.

Langsam wich alles Blut aus seinem vollen, geröteten Gesicht.

Mechanisch schob er die Mütze aus der Stirn und fuhr mit den Fingern durch das schon ergrauende Haar. Starrte auf das Papier und brachte endlich mit heiserer Stimme hervor:

„Na ja — is schon gut . . . Für diesmal will ich Sie noch einmal laufen lassen. Haben wohl bloß aus Not gebettelt . . . Hm!" Er räusperte sich und blickte verlegen umher, ob in der stillen Straße auch niemand sein Tun beobachtete. „Hier haben Sie drei Mark! Dann brauchen Sie in dieser Stadt nicht mehr zu bett . . . . um Almosen zu fragen. Nur scheren Sie sich schleunigst weg und lassen sich hier in der Gegend nie mehr sehen! Verstanden? Das bitt' ich mir aus! . . . Oder warten Sie — hier sind noch zwei Mark als Schmerzensgeld. Nu' aber so schnell wie möglich fort!"

Er blickte wieder rasch umher, gab dem völlig Bestürzten die Hand und eilte nach seinem Standort.

Fassungslos stand Lorenz Graf. Mit blöden Augen starrte er dem Schutzmann nach.

Hatte der plötzlich seinen Verstand verloren? Oder er selbst etwa? Träumte er etwa am hellen Tage? . . . Nein, er hielt die zwei blitzenden Silberstücke in der Hand.

Fünf Mark! So ein Reichtum! Mit zitternden Händen verbarg er sie. Dann hastete er eilig zur Stadt hinaus.

Nur schnell! Schnell! Sonst könnte der Mann zurückkommen und sie ihm wieder abnehmen!

Lorenz Graf fand für das merkwürdige Benehmen

Vom Schusterseppel

Schluß von Seite 17

desch kann ich eich soge. Die Hotzmeisterin, was net ganz richtig im Kopf wor, hot nix net gewießt, was vor sich gehn tut. Der Isidor ober und der August hen decided, gleich uf holidays zu fohre, vonwege weil sie net hen stände könne, daß eine große Schand ieber sie komme wor und daß ihr civileister Witz net geschofft hot.

Aus diesen holidays is ober net schnell was worde. Der Hotzmeisterin ihre Enkelkinner sein nämlich beleidigt worde und sein zum Gericht gange, wo der August und der Isidor viel Geld hen zohle miesse. Dann sein sie ober los und in die holidays. Und wie sie zurieck kommen sein, da hen sie net mehr zu alle Leit von die civilisation gesproche, vonwege weil ihre civilisation den Leuten in der Gemeinde net gepaßt hot.

So tut's gehn, liebe Leser und Leserinnen, wenn mir unchristliche ideas bekommen. Ich tu soge: Lernen mir unsre civilisation aus dem Büchel, was Katechismus heißen tut, dann werden mir niemols net kein Schand hobe.

Mit solle Worte grießt eich

der Schusterseppel.

des Schutzmanns keine Erklärung. Denn er wußte ja nicht, daß dieser uniformierte Mann Anton Graf hieß und der armen Suse einziger Bruder war! Wußte auch nicht, welch' tödlicher Schreck, mit Gewissensbissen gemischt, Anton Graf befiel, als er so plötzlich aus den Papieren den Sohn seiner toten Schwester erkannte — als einen Verbrecher! Einen Zuchthäusler!

Himmel, wenn seine stolze Frau das erführe!? Um alles in der Welt, nein, das durfte nicht herauskommen!

Und wenn er den armen Kerl festnahm und auf die Wache brachte, kam es todsicher heraus.

Darum fort mit ihm! Helfen konnte er ihm nicht . . . und Schande wollte er nicht von ihm haben. — —

Die fünf Mark gingen einmal zu Ende. Da begann für den ruhelosen Wanderer das Elend von neuem.

Hörte der Winter denn gar nicht auf?... Das fadenscheinige Gewand schlotterte Lorenz um die abgemagerten Glieder. Bis auf die Knochen war er durchfroren.

Jammervoll war dem verfehmten Mann oft zu Mute. Eine stumpfe Verzweiflung lähmte ihn. Mehr als einmal war er nahe daran, sich an dem ersten besten Baum aufzuknüpfen.

Aber immer noch riß ihn im letzten Augenblick irgend ein inneres Etwas vor der unwiderruflichen Tat zurück.

War es, weil ferne Treue Hände für ihn faltete? Eine, die still und klaglos dahinlebte und keinen Frohsinn mehr fand und nur noch Pflichten kannte? Die bis zum Ende ihrer Tage in stummem Gebet um eine Seele ringen würde, die ihr einst teuer war — wenn ihr auch nie Kunde wurde von Rettung oder Untersinken? . . . Wer kann des Weibes Liebe ergründen, die tiefer ist als das Meer, die stärker ist als der Tod — die viele Wasser der Bitternis nicht auszulöschen vermögen! . . .

Zieh deine Straße, du irrer Waller auf dunklem Pfade. Aus jeder Wirrsal gibt es doch irgendein Pfädlein zum Emporklimmen. Auch über Abgründen leuchten Gottes Sterne.

*

Wildes Tier mit wilden Tieren,
Dann aus Not ein Dieb, ein Schächer,
Dann zu Trutz und Hohn der Häuptling
Ausgestoßener Verbrecher.
(Weber, Dreizehnlinden.)

Die Not ist ein harter Zwingherr. Sie trieb den Landfahrenden wieder auf den Weg des Verbrechens.

Was man ihm nicht gab, stahl er sich: Brot aus dem Bäckerladen, alte Kleider vom Trödler. In den einsamen Bauernhöfen jener Gegend kamen plötzlich zahlreiche Einbrüche vor. Meistens wurden Fleisch, Brot oder andere Eßwaren gestohlen. Und — Branntwein! Denn Lorenz Graf hatte es bald gespürt, daß ein tüchtiger Schluck dieses Feuerwassers ihn über Hunger und Kälte hinwegtäuschte und seine Lebensgeister aufpeitschte. Deshalb stahl er auch Geld, um sich da und dort in verrufenen Spelunken Schnaps zu kaufen — immer mehr, immer gieriger!

Ein tückischer Ausdruck lag jetzt in seinem Gesicht, ein böses Glitzern in den Augen. Wer ihm auf einsamen Wegen allein begegnete, der mochte wohl mit Recht sich fürchten.

Denn er vergalt jetzt den Menschen Gleiches mit Gleichem.

Als ein Bauer den verdächtigen Vagabunden mit Hunden vom Hofe hetzen ließ, gingen ihm in der folgenden Nacht zwei korngefüllte Scheunen in Flammen auf . . .

Ja, Lorenz Graf hatte es aufgegeben, bei den Menschen Erbarmen zu suchen. War er ihnen ein Aussätziger, ein vogelfreies Raubtier — gut — so wollte er auch nun wie ein solches!

Haha, sie sollten es schon spüren! Er würde sich rächen, sich schadlos halten!

Doch als er zuletzt eine alte Botenfrau, die mit schwer gefüllten Tragkorb aus der Stadt kam, an einsamer Stelle überfiel, ihr den Korb entriß und das um Hilfe schreiende arme Weiblein mit seinem Knotenstock wuchtig auf den Kopf schlug, daß sie betäubt hinstürzte — da gelang es endlich der strafenden Gerechtigkeit, den bereits steckbrieflich verfolgten Wegelagerer zu fassen.

Und er wanderte wegen Diebstahl, Einbruch, Körperverletzung und Straßenraub auf ein Jahrzehnt ins Zuchthaus.

Zehn Jahre! Zehn Ewigkeiten! . . .

Die Welt geht weiter mit Leben und Tod, mit Hassen und Lieben. Aber hinter Kerkermauern ist ewige Erstarrung, von Wahnsinn oder Stumpfheit begrenzt — —

Doch auch zehn Jahre nehmen einmal ein Ende.

Eines Tages öffneten sich die eisernen Pforten; und Lorenz Graf, um das dreifache dieser Zeit gealtert, sah die Freiheit wieder.

Missionswerk

Schluß von Seite 19

ten? Ich glaube es nicht. Es wird auch jetzt wieder begeisterungsfähige, idealgesinnte junge Menschen genug geben, auch nach diesem Kriege, die den Ruf der Mission hören und ihm folgen.

Die Heimat hat Sorge gehabt um ihre Missionare draußen in der Welt während dieses furchtbaren Krieges, und die Missionare haben Sorge gehabt um ihre Heimat und ihre Lieben und ihre Freunde in der Heimat, weil sie nichts von einander wußten. Sie werden wieder von einander hören. Sie werden wieder etwas von einander wissen. Sie werden vor allem immer wissen, daß sie zu einander gehören. Und das wird ihnen Kraft und Mut und Freudigkeit geben, mit einander einzustehen für die Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden.

Diesmal versuchte er es gar nicht erst mit den Menschen. Er hatte genug von damals . . . Diesmal ging er sofort auf Beute aus. Er wußte unter den Gefangenen einige verwegene Kumpane, die kurz zuvor entlassen waren, oder es bald würden. Die hatten mit ihm Pläne geschmiedet. Sie fanden sich leicht zusammen, die Ausgestoßenen, die Enterbten des Lebens.

Und gemeinsam oder einzeln verübten sie Einbrüche, Ueberfälle, Diebstähle. Den Raub teilten sie untereinander und führten ein wildes Stromer- und Trinkerleben.

Bis die rauhe Jahreszeit heranrückte. Dann ließen sie sich bei irgend etwas abfassen und waren so den kalten Winter hindurch im Zuchthaus gut geborgen. — —

Und das Zuchthaus wurde für Lorenz Graf die Heimat, die er nur verließ, um nach kurzer Zeit dahin zurückzukehren.

Da war es besser als in der erbarmungslosen Welt! Der Staat sorgte gut für seine Schützlinge. Ein Bett hatte er, besser als der Weggraben oder der naßkalte Waldboden. Wärme und genügend zu essen und reine Wäsche gab es auch. War er krank, dann kam er ins Spital. Da war es so schön luftig, war hell und sauber. Gepflegt wurde er gut, auch ein besseres Essen bekam er dann — ja, so gut mußte es ein wirklicher Graf wohl haben!

Bloß Branntwein gab es im Zuchthaus nicht. Und das war sehr schade.

Denn danach hungerte und lechzte Lorenz Graf ständig. Und nur deshalb freute er sich, wenn er mal wieder entlassen wurde.

Ja, Lorenz Graf war bis auf die unterste Stufe herabgesunken. Er wußte gar nicht mehr, daß er eine Seele hatte.

Denn die lag erstarrt unter Schutt und Eisrinde und regte sich nimmer. Sie war damals erfroren, als ein Reif in das Blütenfeld seiner Kindheit fiel.

23.

Im Spritzenhause des Dorfes liegt
Des fremden Bettlers erfrorene Leiche . . .

— — — — —

Wer hebt die Hand, wer schleudert den Stein?
Wer wirft sich auf zum Richter und Rächer?
Er war, was du bist; er ist, was du wirst:
Wir alle sind arg, wir alle sind Schächer!
Tragt leis' ihn fort und versenkt ihn sacht,
Befehl die Seele dem Borne der Gnaden;
Und eine Träne des Mitleids zollt
Den dunklen Wallern auf dunklen Pfaden.

(F. W. Weber.)

Die einförmige, schwermütige Landschaft des Niederrheins, die mit ihren weitgespannten Horizonten, träumenden Wassern, weißen Landstraßen und dem zartfarbenen Duftgeschleier so eigenartig reizvoll ist, hatte frühlingsselig die Augen aufgetan und lächelte der Sonne zu.

Und spürte wieder, wie alle Jahre, die Wonnen des Quellens und Keimens, des Sprießens und Werdens. Spürte heilige Schöpferkräfte walten, die ihr nach dem Grau des Winters aus jungem Grün und Blütensternen ein bräutliches Festgewand woben.

Es war noch nicht das Prachtkleid des vollen Frühlings mit seinem verschwenderisch ausgegossenem Zauber. Denn so mütterlich-warm die Sonne auch tagsüber ihre Strahlen sandte, morgens und abends war es noch empfindlich kalt. Scharfe Nachtfröste hemmten noch das Entfalten der letzten Schönheiten.

Aber die gute Sonne wob mit feinen Händen weiter am Frühlingskleid. Schon hatte sie Bäume und Sträucher übersponnen, die einen in lichtgrüne Schleier gehüllt, die andern mit weißem Blütengeflock überschüttet, daß sie da standen wie duftweiße Wolken. Rosa Getupf und goldgelbes Gestäube lugte überall hervor. Blaue und gelbe Krokus und lila Hyazinthen streckten ihre Holdseligkeit aus sprossendem Graß hervor.

Weithin bis zum Rhein und jenseits bis zum blauschattenden Wald dehnte sich die Unendlichkeit der Wiesen und Weiden wie grüne, von Millionen Maßliebchen bestreute Teppiche, flächenweise vom Gold der Butterblumen überschäumt.

Gleich grünumschleierten, silberweiß-schimmernden Riesenkerzen standen hohe Birken zu beiden Seiten der Landstraße, die mitten durch einen Fichtenwald lief und zu einem der idyllisch hingestreuten Dörfchen führte.

Wo eine halbe Stunde vor dem Dorf der Wald aufhörte, blieben sie zurück wie schüchterne Kinder, und ließen von da an glattstämmige Buchen den Weg begleiten. Die hatten noch verheißungsvoll aufgeschwollene Blattknospen, die erst teilweise die braunen Hüllen über dem Blattgekräusel öffneten und eben erst anfingen, die zarten, lichtgrünen Seidenkleidchen aufzufalten.

Zwischen Obstbäumen und Gärten lag das Dorf friedlich gebettet, um Kirche und Pfarrhaus geschart. Wie ein Kranz reihten sich junggrüne Saatfelder und blühende Weiden darum. Weiterhin glitzerte das Silberband des Rheines. Und in der Ferne blaute dunkelschattend im Liladuft der „Reichswald". Ganz weit aber, aus blauen Nebeln hervortauchend, winkten die mächtigen schlanken Türme der niederrheinischen Domstadt, die wie ein Wahrzeichen stundenweit die Gegend beherrschten.

Ueber die Landstraße ging mit unsichern Schritten ein alter, gebrechlicher Mann. Ein kranker Mann, wie es schien; denn er stand oft still und stützte sich keuchend und hustend auf seinen Stock. Und wischte mit dem Aermel seines dünnen Rockes den Schweiß aus der Stirn.

Vielleicht war er nicht so alt, wie er aussah. Vielleicht hatten bloß Hunger, Leid und Entbehrungen — mehr noch Laster und Alkohol — ihn vor der Zeit gealtert.

Eisgrau wirrten die langen Haare um die Schläfen, verwildert starrte der Bart. Das von tiefen Furchen

zerrissene Gesicht war krankhaft gelb — wie von langem Eingeschlossensein. Rote Flecken braunten auf den hagern Wangen. Eine böse Schrift stand in den verwitterten Zügen geschrieben: die Runen schlimmer Leidenschaften, die Spuren eines verwüsteten Lebens.

Aber es lag in den eingesunkenen Augen auch eine bittere Trostlosigkeit; es lag darin stumpfe Verzweiflung.

Das war Lorenz Graf, der seit einigen Wochen wieder durch das Land irrte — krank und elend, mühsam sich fortschleppend.

Er war zu schwach und steif, als daß seine Kameraden noch gemeinsam mit ihm „gearbeitet" hätten. Sie zuckten roh die Achseln. Er war eben abgenutzt, verbraucht. Konnte „nichts mehr leisten". „Bloß an den Türen um ein paar Pfennige winseln," hatte der schwarze Dirk verächtlich erklärt. Nur ein Hindernis würde er ihnen sein.

Ja, sie hatten recht. Es ging zu Ende mit Lorenz Graf. Der Schnaps hatte seinen Körper noch vollends zerrüttet. Schwächeanfälle überkamen ihn letzthin häufig.

Auch jetzt kreisten zuckende Flecken und feurige Ringe vor seinen Augen. Sein Atem ging pfeifend. Beklemmende Vorstellungen, unruhig aufzuckende Erinnerungen kreisten in dem von Alkohol vergifteten Gehirn.

Er setzte sich auf einen Steinhaufen am Wege, um zu rasten. Die Füße trugen ihn kaum noch.

Seit zwei Tagen hatte er nichts Warmes gegessen. Wo er an den Türen anklopfte, reichten sie ihm ein paar Pfennige heraus und schlugen mißtrauisch die Tür vor dem verdächtigen Landstreicher zu. Mancher hochmütige Blick traf ihn.

Er sah ja auch gar zu abgerissen aus. Die Ellbogen schauten durch die Aermel des vielfach zusammengeflickten Rockes. Oben sah ein Streifen des schmutzigen Hemdes heraus. Um die ausgemergelten Glieder schlotterte das zerfranzte Beinkleid. Die Füße staken in schiefgetretenen Soldatenstiefeln, aus denen die Zehen herausguckten. Das Jammerbild eines verkommenen Vagabunden!

Lorenz Graf stöhnte dumpf. Wäre er doch noch im Zuchthaus! . . . Zwar kam jetzt die schöne Jahreszeit, da war er immer gern draußen gewesen. Aber nun fühlte er: mit dem Herumstrolchen auf der Landstraße war es ein für allemal aus.

Seine Lebenskraft war aufgebraucht. Nicht einmal der Schnaps vermochte ihn aufzupeitschen. Wenn er nicht wie ein Hund am Wegrande verenden wollte, dann mußte er sich beeilen, ins Zuchthaus zurückzukommen.

Ja beeilen, ohne langes Zögern!

Dann konnte er doch vor dem Sterben vielleicht noch eine kurze schöne Zeit im Spital ausruhen und es gut haben.

Ja, das wollte er tun. Gleich hier im Dorf betteln . . . oder aus einem Laden etwas stehlen . . . oder sonst was anfangen, damit sie ihn aufgriffen.

Oder, falls sie ihn hier laufen ließen — nun, in der nächsten kleinen Stadt, die höchstens eine Stunde entfernt schien, glückte es ihm sicher. So weit kam er wohl noch.

Steif erhob er sich und schlich mühsam weiter.

Seltsame Gedanken kamen ihm auf dem Weg — wie Schatten, die mit ihm gingen, die um ihn huschten, die dunkle Dinge ihm zuraunten.

Wenn er starb . . . was dann? Ganz war das Gottesbewußtsein noch nicht ertötet in dem armen Vagabunden. Manchmal in all seiner Verzweiflung wollte es heimlich sich regen — so wie in Heimwehnächten versunkene Glocken vom Meeresgrund heraufklingen. Stimmen aus Kindertagen raunten!

Ach, eine versunkene Märchenwelt! Er wollte nicht darauf hören — — —

Und doch, zuweilen gewannen die Stimmen Macht über ihn.

Wenn es d o ch einen Gott gäbe — einen heiligen, gerechten? . . .

Das wäre schlimm. Dann würde der sicher einmal all das Böse bestrafen, das Lorenz Graf zeitlebens verübt hatte!

Er sah starr vor sich hin. Dann schüttelte er den greisen Kopf. Ach was, das war ja Unsinn! Gott hatte ihn längst vergessen. Der hätt' etwas zu tun, wenn er sich um jeden Landstreicher und Zuchthäusler kümmern sollte!

Wieder brach ihm der kalte Schweiß aus. War er krank?

Es mußte wohl nur die übergroße Müdigkeit und Schwäche sein. Oder der Hunger.

Nun, er hatte ja jetzt das Dorf erreicht.

Er kam an der Kirche vorbei; die stand gastlich geöffnet. Das ewige Licht schimmerte aus der Tiefe des Chores wie ein rotes Sternlein.

Der Wanderer stützte sich auf seinen Stock, um Atem zu schöpfen.

Ob er da mal hineinging? Wie lange, lange Jahre war er nicht mehr aus eigenem Antrieb in einer Kirche gewesen!

Wie mit unwiderstehlicher Gewalt zog es ihn jetzt hin. Nur ein halbes Stündchen — in den Bänken mußte es sich gut ausruhen lassen. Ja. Und . . . und . . . vor langer Zeit hatte einmal der greise Zuchthauspastor Hochstetter gesagt . . . wie sagte er doch nur? Auf dem Altare in der Kirche, da wohne Einer, der in seinem Leben gar so viel gut gewesen sei gegen die Sünder, gegen die Verlorenen und Ausgestoßenen. Sogar mit ihnen am selben Tisch habe er gegessen! . . . Na, das würden heutzutage die Leute, die sich nach seinem Namen nennen, nicht tun, haha! . . .

(S ch l u ß f o l g t)

／# MARIENBOTE

The Catholic Family Monthly

Between You and Me . . .

Vol. XIV. Sept., 1946 No. 12

* Thanks to some of our enthusiastic readers we have acquired a few more new friends and readers during the course of the first weeks in August. Perhaps weather conditions, harvesting, etc. claimed the time and attention of most of our regular supporters. However we are still looking forward to having more of your friends become ours as well.

* This issue is certainly crammed full with a most interesting variety of articles and features. Let's just glance over the titles to see what's lined up for our entertainment and instruction.

* From time to time we have had articles dealing with the priestly vocation but it has been rare that the lay-brother's vocation has been treated at any length. "God's Silent Partner" by Father Thomas J. Walsh, O.M.I., gives us a better understanding of the life and work of "God's hidden Apostles".

* Most people like a good story, preferably one with a little romance woven into it. "Never Again Lonely" by Virginia Palmer Hill should appeal to our story-readers.

* Who will not recognize a familiar note in the "A Sermon by Father O'Mallee"? No doubt we all have heard such sermons more or less along the same lines but who has not been the better for them? Jack Kearns seems to have been sitting beside us . . . or you.

* "It May Interest You" brings us an article by Father J. H. Golden entitled "Life a Battle of Love". We need hardly mention that such a subject should interest almost everyone.

* In this issue we find the last instalment of "One World in Charity" a pastoral letter by Bishop Muench. It has been a rather lengthy letter but it has certainly given much food for thought. It is well worth re-reading.

* "I Gave Him Heaven . . ." by Father John Sauvageau, O.M.I., reads like a story but it apparently is a true happening in the South-West. We hope so.

* Do we have to go stooking again? Aw, heck!

* All for now.

* P.S.—Don't forget about introducing your friends to us. Thanks.

CONTENTS

The Marienbote is edited and published monthly with episcopal approbation by the Oblate Fathers of St. Mary's Province at the Marian Press, 922-24 Victoria Avenue, Regina, Sask. Subscription: $2.00 a year.

Seasonal Thoughts

The Catholic Press and Your Reading

WITH THE AID of labor-saving, high-speed machinery, spurred on by a steadily increasing number of subscribers and readers, the editorial staffs of newspapers and magazines are flooding this country with an ever rising tide of reading matter. Stop at any news-stand or magazine rack, if you desire objective proof, and take note of the vast variety of printed offerings. This avalanche of papers and magazines is truly representative of the countless thousands upon thousands of readers. At the same time, the titles, cover-designs, and contents of the reading matter "for sale" are representative of the types of material offered the reading public.

Assuredly, some of the magazines and papers are above reproach. On the other hand, many are most objectionable, and as such should never be found in the possession of a decent person or in a decent home. Many lean to and are based on sensationalism or downright indecency to such limits, either in reading matter or in illustration (including the advertisements), that it is impossible to understand how the authorities "of the people, by the people, and for the people" permit them to be offered to the public.

As a counterpart to the Legion of Decency which was instituted as an active protest against and a means of effectively curtailing objectionable cinema offerings, the Most Rev. John F. Noll, Bishop of Fort Wayne, Indiana, launched a campaign — a Legion of Decency in Reading Matter — in answer to the demand for an organization to register opposition to and exterminate indecent and objectionable publications. Immediately, people directly and indirectly interested in and responsible for the welfare of society in general, united to determine the standards by which all interested in "cleaning up" the news-stands could judge the nature of the publications "for sale."

To further this most praiseworthy cause, to maintain an interest in the Legion of Decency in Reading Matter, to emphasize again the urgent need of more genuine and generous support of the Catholic Press, we quote the conclusion of this "decent literature committee:" "Publications should be judged in relation both to the reading matter and pictorial content, as well as to the advertising. Further, publications should be 'black-listed':

"1. which glorify crimes and criminals,

"2. whose contents are largely 'sexy',

"3. whose illustrations border on the indecent,

"4. which constantly feature stories on illicit love.

"5. which cater to disreputable advertising."

If all publications which fall into any of these categories were put out of circulation, news-stands that now offer such a galaxy of papers and magazines, would be practically empty. And just as it was and is right to oppose the indecent and otherwise objectionable Hollywood offering, so also is it right, and even necessary that forces be arrayed to exterminate effectually publications that do not come up to the standard set by the above mentioned criteria.

The most effective weapon in the struggle against pernicious publications is the offering and reading of **good** literature. There is, today, an evident lack of interest in and very few calls for really **good** reading matter. The Catholic Press is struggling for its very existence. Catholic Press offerings — newspapers, magazines, and books — find a meagre demand, even among those who profess to be Catholics. People who wouldn't think of going to a movie without first checking the shows advertised against the Legion of Decency List, people who "wouldn't be seen' attending an **objectionable** or **condemned** picture, never judge their reading matter according to the norms we quoted above.

In the interests of your own soul, set aside some time in which you will become better acquainted with and an ardent supporter of the Catholic Press. Pledge yourself to fight against news-stand filth by religiously and courageously judging your reading matter according to the standards set down by the "decent literature committee"; pledge yourself, as a Catholic, to read and support Catholic newspapers, Catholic magazines, Catholic books.

God's Silent Partner



by

THOMAS J. WALSH, O. M. I.

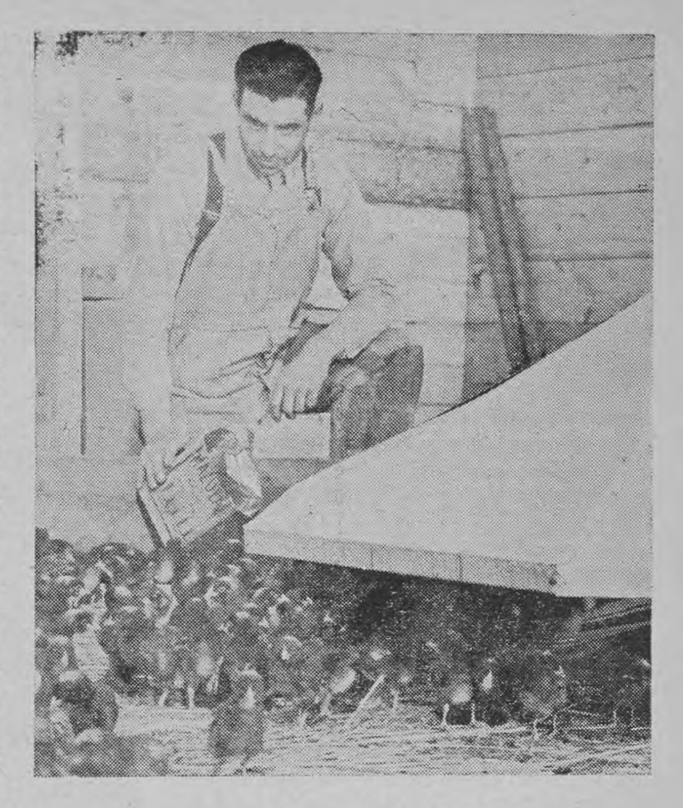
AN ATMOSPHERE of joy enveloped the earth as the gala bells of the world struck their merry chime — Peace had been declared. At last the grim reality of war is over; the shadow of death has passed; no longer the shrill shrieking of machine guns coupled with cries of mercy — all is but a memory — but what a memory, will it ever be forgotten? Can one forget the horrors of the battlefield, the stench of decaying mortals, the glassy stare of lifeless eyes, that peer from cadaverous bodies? That was war — these haunting memories, its effects.

This is what's causing Johnny Keen sleepless nights and ambitionless dreams. Remember Johnny, that freckled-faced little youngster with the big mop of curly black hair and a pair of beseeching deep blue eyes, that reached right to the core of your heart? Well, Johnny's home, but he's no longer that blithe, spritely lad with a laugh in his voice and a sparkle in his eyes. No — the only thing that's the same is the name, Johnny Keen, or at least it used to be.

It was a year ago that Johnny had left the service fully confident of picking up the dangling threads and weaving the pattern of life that he had planned before the war came but then, gradually, like so many others Johnny found that the thread wouldn't meet. It wasn't the same. The sham and showy tinsel of the world had lost its glamorous charm and the bumptious rasp of struggling humans all of a sudden looked cheap and ugly. There was no longer that true companionship and genuine kindness of men fighting side by side, ready to lend a helping hand even though it might cost the helper his life. War, as Johnny knew, was a horrible and filthy game, but it had taught a comrade to love a comrade, a friend to help a friend. It had taught men to respect other men and that's why it seemed so unreal to come back and find men deplete of everything but the egotistic "I", continually grasping and tearing at each other just to forge ahead. It reminded one of an on-coming enemy that left bodies, once healthy and full of life, distorted beyond recognition: left eyes, that used to sob at a mother's knee, streaming with blood. And now, to think that what they had been fighting for had changed while they were gone. That the once happy and cheerful world had all of a sudden become cold and uninviting. Even his girl, Sally, fresh and lovely as a fragrant rose,

seemed remote, no longer a part of the life he had once hoped to embrace. In fact, the only unblemished picture on the rather bleak horizon was that of the parish church. It, by some mysterious charm, still clung to its calm, restful air.

"Funny," thought Johnny, "I wonder why the church seems so familiar? It never used to hold such a strong attraction. Yet, it's the only place that hasn't changed: the only place I feel contented." And then suddenly he knew. It wasn't the world that had changed, it was he. The world had always been shamelessly greedy: it was a case of live and let live and God help those that couldn't help themselves, at least that was the general trend. It wasn't until one became replete with the sights of misery and human hate that he began to appreciate all that was good and fine. That's why the church seemed the same. It stood for justice, goodness, kindness, a peaceful haven amid the turmoil of self-gratification. In a word it breathed all that a soldier in a fox hole yearned for — it was peace!

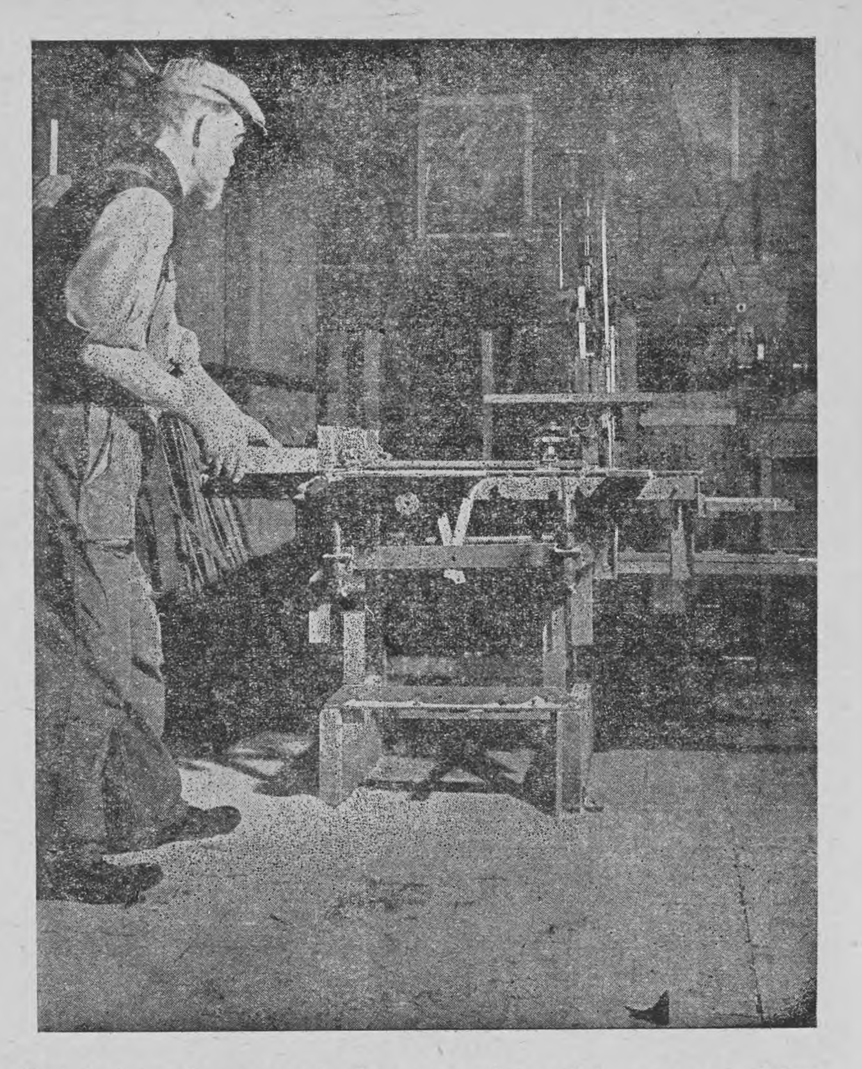


Once Johnny grasped this realization, he ceased to think of the priest that strolled through the church gardens with his little black book in hand, as one that was to be admired but not imitated. He was no longer the self-imprisoned prisoner that was taking the hard route to happiness because he was the only one that knew what real happiness was, the only one that was really free, for, though he was in the world, he was not part of the world and therefore not part of humanity's wreckage. He stood for what Johnny wanted, peace — peace of mind — peace of soul — and yet, Johnny knew that he could never be one. The tedious thought of the long hours of study, was like a searing scourge across his overworked and fatigued brain. No — he wanted and yearned with all his heart for the peace that environed the padre, but he just felt that he couldn't fight with the problems of dogmatic theology, philosophy, or any other hazard of study that had to be mounted before you reach the vision splendid at God's Holy Altar.



Poor Johnny, shadows had turned into darkness, for now he knew where to find his happiness but he didn't know how to get there. He was certain that he wanted to give his life to Christ but he didn't know how to give it. So instead of finding peace, Johnny had found an ever-increasing discontentment, which afforded him no rest until he finally followed a well-plied route in army life. He went to see his parish chaplain, his own Father O'Mally, and here he heard the story of God's silent partner, the Oblate Lay Brother,

the unsung hero in God's army, a man that salutes his Maker with the breviary of work, a story of a man for the most part unknown to the world, but an intimate acquaintance of God, in the role of His silent partner.

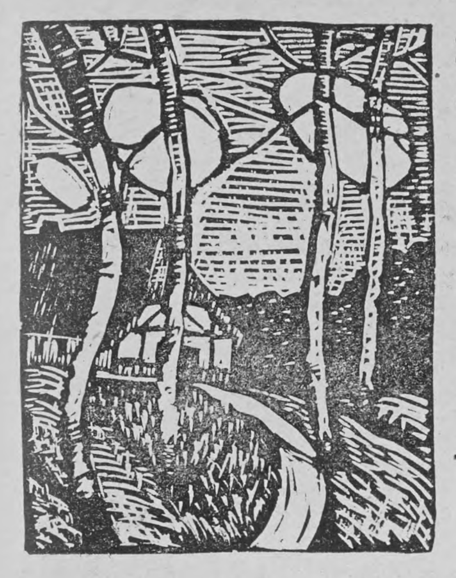


It was an old tale that Johnny had never heard about a band of heroic men that had gone insane; tossed success out of the window; doffed the niceties of life; donned a coarse, drab nap sack; then went off and joined a lost legion in some uncivilized section of the country — all because they had fallen helplessly in love with a King called Jesus and a beautiful Queen named Mary. A band of men the world calls fools and for once the world is right — they are fools, romantic fools who love their God and Lady so much that they're willing to work through the vacation of life and collect double time in eternity. It's an insane life because it's free of self and this the world can't understand, for the world is all for taking in and not giving out. It won't admit that it owes a bruised, beaten, bloody mess of Man, who is also their God, any recompense, so they call those that do, fools, and the life they lead, demented madness. But if it is madness, the priest told Johnny, it's incurable for it's been going on for centuries.

Seeing that the thought of working one's way to heaven appealed to Johnny, the priest went on to explain that the Lay Brother wasn't just an ordinary worker but that he's a true religious who has dedicated his entire life to the service of Christ. A co-worker for souls whose principal duties pertain to the discharge of domestic affairs while his brother the priest performs the sacred works of the ministry.

He's the man behind the line that frees the priest for exclusive work in the care of souls, filling jobs that might place him in the swinging desk-chair of a magazine office or the western saddle of a "Texas Cowboy," riding herd on the banks of the Rio Grande. Or maybe he stops between these two distant poles to become a specialized mechanic, to build mission chapels, or to help run a farm. Perhaps he likes chickens, so he becomes a poultry man. Then again he might become a barber, or a shoemaker, or run a dairy, or supervise the care of an orchard, or indeed be busied by any other of the myriad occupations that busy this stalwart knight of Christ. But, regardless what job he does, he always has God as his foreman so he's always doing something important.

True he never gives a soul-stirring sermon or preaches a mission. Yet the part he does play is just as important in the saving of souls as that of his brother the priest. Because if there weren't Lay Brothers to build new mission chapels and keep the old ones in repair, the missionary wouldn't be able to give all his time to the visiting of outlying mission stations. If there weren't Lay Brothers to work the farms and take care of the gardens, there wouldn't be any funds to keep the religious institutions going and therefore young men wouldn't be trained for the priesthood. So you see a Lay Brother is a very important person, a very important part of God's plan of saving souls.



Never Again Lonely

VIRGINIA PALMER HILL

MARY'S mind was so far west of the dim New York street that when she stumbled over something on the sidewalk, it didn't seem real. Not nearly as real as her thoughts of low desert stars, pastures of cattle and men's soft voices. She tried to walk on, but stumbled again, and this time uttered a little startled cry.

For what she had thought was an empty shoe thrust in front of her wasn't empty at all. In it was a small sock, and inside that, a boy's foot. She knelt down and leaned forward for a better look. Huddled against the cold stone wall was a face, so pale, even in the semi-darkness, that it made the red hair above it stand out like a new penny dropped in snow.

Mary reached out and gently shook the boy's shoulder. His eyes didn't open, but his body lurched, and his head fell sideways onto her lap. She shook him again — hard. Still he didn't stir.

Gently, Mary laid him down on the sidewalk and stood up. She looked frantically up and down the dark street but there was no one in sight. The headlights of a car turned a corner a block away and sped toward her. She dashed to the curb and waved.

"Please, please," she called, "I need help."

The headlights swerved and the car drew up. Mary gasped with relief when she saw TAXI printed on its gleaming white sides.

"What's the trouble?" The voice was kindly.

"There's a boy on the sidewalk there. I can't wake him up. Please, could you drive us to a hospital, quick?"

"Of course. Where is he?" the driver asked, dragging his long legs from the small front seat.

Quickly he knelt down beside the boy and inserted his hand inside the coat. "He's alive all right," he said as he lifted the boy and beckoned Mary to follow. "Know him?"

"No," Mary replied. "I never saw him before."

The hospital was a large white building. Like an iceberg, thought Mary. The odor of antiseptics hurried out to greet them as they climbed the steps. Inside the hall everything was calm, rapid efficiency. The boy was wheeled away, and Mary asked the nurse at the desk if she might wait.

"Certainly. Just have a chair in that room over there. We'll let you know as soon as possible."

Mary turned and found the taxi driver close behind her. With a sudden memory, she blushed. "I—I'm sorry," she stuttered. "I just remembered. I haven't any money. Tomorrow is my pay day. If — if you'll come around to my boarding house then, I'll pay you."

"Oh, that's all right," he said. "You don't have to pay me. I thought maybe I could wait around too. I'm sort of interested to see how he comes out."

Mary smiled. "I'll be awfully glad to have you."

In the big, dimly lighted reception room, Mary took off her hat and ran her fingers through her hair. It was nice hair. Soft, and piled in short little curls all over her head.

"I hope he'll be all right," she said, to make conversation.

"So do I," he affirmed vigorously. "Too many kids roaming the streets. Always trying to hook rides with me."

"Really? I don't know much about it. I haven't been here long."

"My name's Tim Haddon." The young man was disarmingly friendly. "Where are you from?"

"Arizona. A ranch just west of the Grand Canyon."

"I'll bet it's swell out there."

"It is." Mary recalled the revery that was occupying her mind when she stumbled upon the boy. "It isn't a big ranch," she continued softly. "There's just my dad, and five cowboys, and Maria — she's the cook."

Mary suddenly remembered the day she had left. "You really think you're somebody, don't you?" her father had roared. "Think you're going to sing over radio, maybe go to Hollywood. We're not good enough for you. Well, all right, but remember this. We're not going to sit around waiting for you to come back. You'll be on your own. It's up to you from now on." Suddenly his face had crumpled up. "I didn't mean that, kid. You'll always have a home here. Don't be afraid to come back."

Tim's voice broke in upon her thoughts. "There's always been New York for me, and I hate it. It's all right if you have money and know the right people, but otherwise it's cruel."

"I love it," said Mary. "It's sort of mysterious. I'm going to sing over radio."

"You and another three million." The words were tinged with bitterness.

For the first time, Mary really looked at him. She had the impression that he didn't look like a taxi driver. His shoulders were too broad, his eyes too flashing. "He's a man like dad," she thought. "An outdoor man."

"Got a job yet?" he asked.

Mary hesitated. "Well, not singing. I'm working in a restaurant now, but one of the customers, a Mr. Marvin, has promised to get me an audition. I know I can make good if somebody only hears me."

A nurse appeared at the door. "Your little friend is all right now," she announced, "but we'd rather no one saw him tonight."

"What was the matter with him?" Mary asked.

"Just starving," was the calm answer.

"Oh, no," breathed Mary. "It couldn't be! What's his name? Have you notified his parents?"

"He's Jackie Harris, and he says he hasn't any parents."

Tim drove her home, and together they climbed the steps leading to the drab, brown rooming house. As she fumbled with her key to the outside door Mary said, "I can't thank you enough for what you did tonight. I don't know what I should have done without you. I hope I didn't put you out too much."

Tim looked at her strangely. "It's too bad about that kid, but I can't really be sorry. I want to see you again."

Mary smiled her consent as she turned to enter the building.

It was three days later that Mary went to see Jackie. She should have gone before, but there had been so much to do. Her arms and back ached from carrying heavy trays.

Jackie was sitting up in bed and laughing. A man sat on the edge of the bed with his back to Mary. A checker board was spread between them.

Mary started to back away, but Jackie looked up and smiled. "Hello," he greeted cheerily.

"Hello," echoed Mary's voice. The man turned. It was Tim.

"Greetings," he called. "Come and join the fun. Jackie, this is Miss McCully, the lady who found you. Jackie's been beating the tar out of me," he added as he turned to Mary.

The boy's face flushed. "I bet he's just letting me win on purpose, 'cause he hasn't been playing good."

Mary laughed. "Maybe he's just dumb," she suggested.

"He is not." Jackie was indignant. "He's swell. He's been here every single day, and he's gonna come to see me when they take me to that —that place." Abruptly he turned his face to the wall.

"What place?" Mary asked innocently, but Tim's heavy black brows crashed together and his eyes flashed her a warning.

Then he laughed. "You know, it's the funniest thing," he said. "Jackie has some crazy idea that he won't like the orphanage. I'm trying to tell him that he's really lucky. He'll be in a great big building and there'll be kids to play with all the time. It'll be swell. Won't it, Mary?"

Mary felt the tears stinging behind her eyes. "Sure — sure, it'll be swell."

When they left, Tim asked, "You'll let me drive you home again, won't you?"

"Of course, if it isn't out of your way. Only please let me sit up in front with you." Inside the cab, she went on, "Tim, you've been wonderful. It was grand of you to go see Jackie so much."

Tim grinned shyly. "I can't take too much credit for that. You see, I figured you'd be going to see him too, and I might meet you there."

"Why, Tim!" Mary's eyes widened. "Why didn't you come and see me then?"

"Oh, I'm not the kind of a fellow for a girl like you. I haven't any money. I couldn't take you out places."

"As if I'd care!" protested Mary.

They stopped in front of her rooming house. Tim shut off the motor and turned towards the girl. "Tell me about Arizona. What's it like?"

Mary began, and her voice was far away and dreamy. "It's beautiful. The stars are so low it

Oblate News from Here and There.....

* Very Rev. Father Hilaire Balmes, O.M.I., Vicar General, has announced that Rev. Father Robert Becker, O.M.I., Provincial of the German Province for the past six years, has been chosen as Assistant General. He will take the place of the late Very Rev. Father J. Pietsch, O.M.I., who passed away in April.

* The Oblate Fathers of St. Mary's Province held their retreats as usual at St. Norbert, Man., from August 5 to August 9 and at Battleford from August 19 to 23. Rev. Father H. Kelz, O.M.I., was the Retreat-Master.

* The parish of St. John's, near Denzil, Sask., suffered the total loss of their parish church when it was struck by lightning on July 29. Father E. Nelz, O.M.I., the parish priest, is using the hall for services until such time as a new church can be built.

---

seems you could reach up and pick one for your lapel, and the air's warm and balmy. Lots of the country is vast and drab but there are canyons of colored rock, and streams, and mountains, and wild animals. Then there's the painted desert, where the sand far ahead of you looks pink, and blue, and purple, and where the Indians live in tiny mud huts. And on warm nights at our ranch the cowboys sit on the steps and sing songs and play guitars. Of course, a lot of that's changing now, but dad believes in keeping all the old traditions of the west. He loves it."

Suddenly her voice broke, and she was sobbing with her head in her hands. Tim put his arms timidly around her; when she didn't stop he held her close and pulled her head to his shoulder. "Poor kid," he whispered.

She looked up and smiled tremulously. "I'm sorry for being silly," she said. "I didn't realize how much I missed it all until I started talking about it."

"I don't blame you," said Tim. "It sounds like heaven. You know, that's what I'd like. I wouldn't care if I ever saw a city again. I took scientific farming for two years at college, but nothing ever came of it. I didn't have the capital to get any sort of a place for myself."

Mary opened the car door. "I have to go now. Thanks a lot." She put her hand over his on the steering wheel. "Tim, please do come and see me. It's — it's awfully lonesome here."

On Sunday, they called for Jackie at the orphanage and received permission for him to spend the day with them. They watched him cavort in front of the animals' cages at the zoo, and they held on fiercely to the tail of his coat so he wouldn't fall head first from the top deck of the Fifth Avenue bus.

Later, Mary and Tim sat in the dingy cold parlor of Mary's rooming house. Tim began, "I wish I could do something to help Jackie. He's done so much for me. Bringing me you, I mean."

"Tim, I've been thinking," Mary answered. "Do you suppose I could arrange with the orphanage to have Jackie sent back to the ranch for a while? I know he'd love it, and dad would be thrilled to death. He's always wanted a boy."

Tim was enthusiastic. "Mary, that's the grandest thing I've ever heard. I'm sure it could be managed."

"Well, I'm going to write to dad about it, but don't say anything to Jackie until we're positive. I'd hate to have him disappointed."

When they stood at the door to say good night, Mary said, "Tim, thanks again for a grand day. It seems that I'm always thanking for something."

Tim's reply was a bit wistful. "I wish I could do something for you really to be grateful for."

She looked up at him, suddenly seeing him in a new light. Not just tall and thin and dark, but something else. Sensitive, and shy, and kind. "Tim," she began.

His hands were on her shoulders and he was pulling her close. "Mary, girl, I haven't anything to offer, but I love you. I had to tell you. I've loved you since I first saw you. Does that mean anything to you?"

Her hands slid around his neck. "I love you, Tim," she whispered. He lifted her high, so that their lips could meet.

"I don't deserve you, but I will," he said. "I'll make something of myself. I don't know how, but I couldn't do anything else, now, knowing that you're mine."

Next day at the restaurant the trays seemed less heavy to Mary because of the lightness in her heart. At noon, Mr. Marvin beckoned for her to come over to his table.

"I've arranged for that audition," he told her. "Tuesday evening at eight o'clock. It's not at one of the big stations, but they take only the very best. I'm sure you'll make good." He reached for her hand with his own pudgy one, but she quickly picked up a stack of dishes.

"Thank you so much, Mr. Marvin. I do appreciate it. I'll be there. It's awfully nice of you to go to all that trouble."

"No trouble at all," he answered. "I like to help little girls like you."

Mary wrote to her father that night — a long flowing letter. The happiness seemed to spring from her heart to the paper without any effort.

"I love Tim, dad," she wrote, "and so will you. He's your kind of man. Big and strong and clean."

She told him about her plans for Jackie, and her audition, and ended up with, "Everything is just about perfect, if I could only see you. Re-

member, you still are the only daddy in my life."

The next Monday night, when she and Tim came into the shabby rooming house parlor they stopped short, for it was already occupied. A man sat with his back to them. A man so big that he looked like a lion in a cage. Mary took a step forward, and the man turned.

"Dad!" she gasped, not daring to trust her eyes. "Oh, darling, I've wanted you so. How did you know?" She ran to him, and he lifted her off the floor and cuddled her to him.

His eyes were frankly misty. "I guess I just wanted to see you myself. Have to keep track of my only child. Your letters didn't tell too much." He looked inquiringly at Tim.

"Oh, dad, this is Tim." Her hand tightened on his arm.

Mr. McCully looked at Tim, sharply scrutinizing the young man. Then he smiled and held out his hand. A warm bond of friendliness seemed to spring up between them.

"We've so much to tell you," Mary announced, dragging both of them to the couch and seating herself between them.

After he had heard all the news, and had smilingly promised to do what he could for Jackie, Mr. McCully spoke. "Listen, you two, I've a proposition for you. I didn't want to mention it until I had met you, Tim, but for once I completely agree with Mary. Here's the idea. I'm not getting any younger."

"Dad," protested Mary, "you'll never be old."

"Cut out the blarney, Mavourneen," he laughed. "Anyway, I need someone to look after the ranch for me. Someone I can trust. And more than that, I want my daughter home with me — and my son." He turned to Tim. "You're a country man at heart. You'd love the ranch. It's written all over you. How about it?"

Mary was silent, her brows drawn together.

Tim leaned forward, his eyes shining. "You mean you'd want me to — to come out there and help you with the ranch? You're not just doing me a favor?"

"Not a chance, my boy. You'd have to work plenty. It wouldn't be easy."

"I'd love it, more than I can say." Tim's voice was husky. "But it'd have to be this way. I'd sell my taxi and buy a part interest in the ranch. It wouldn't be much, but I'd have to do it — to feel independent."

"I like that in you," said Mr. McCully. "Then it's a deal?"

"Wait a minute." Mary was on her feet, her eyes blazing. "Do you two realize what you're doing? That you're planning the future for all of us, without even taking me into consideration? Doesn't it occur to you that I just got away from the ranch, that I'm to have an audition to sing over the radio, that it might mean a big career for me?" Her voice broke, and she walked to the window and looked out into the light-studded night.

"Mary, honey!" Tim was behind her, his hands on her shoulders. "I'm sorry. I see how it looks to you. It's just that it is such a surprise, something I've always wanted. I wouldn't like it if you didn't. Your happiness is most important always. But I—I just want you to know I won't ever stand in your way. I won't let my love hold you back if you've a chance to really be somebody. Me, maybe I won't ever be anything but a taxi driver, or a clerk, or a small-time farmer."

"But Tim, whatever I might be lucky enough to make, we'd share."

Tim shook his head. "No, we wouldn't. I couldn't do that — just be a famous woman's husband. Nothing more than an escort."

Mary drew away from him. "You can't love me very much if your pride means more to you than I do."

Tim stood his ground. "Mary, I don't want to start an argument. I just want you to understand. Take whatever chances you get. I won't stand in your way. Besides, it's not just pride. It's — it's self-respect."

"An awful lot of selfish motives have been hidden under the name of self-respect," blazed Mary as she left the room and ran up the stairs.

Mary didn't see Tim the next day. When she and her father went to the orphanage, Mary looked around hopefully, but Tim was not there.

HERE AND NOW

MRS. D. KOOB

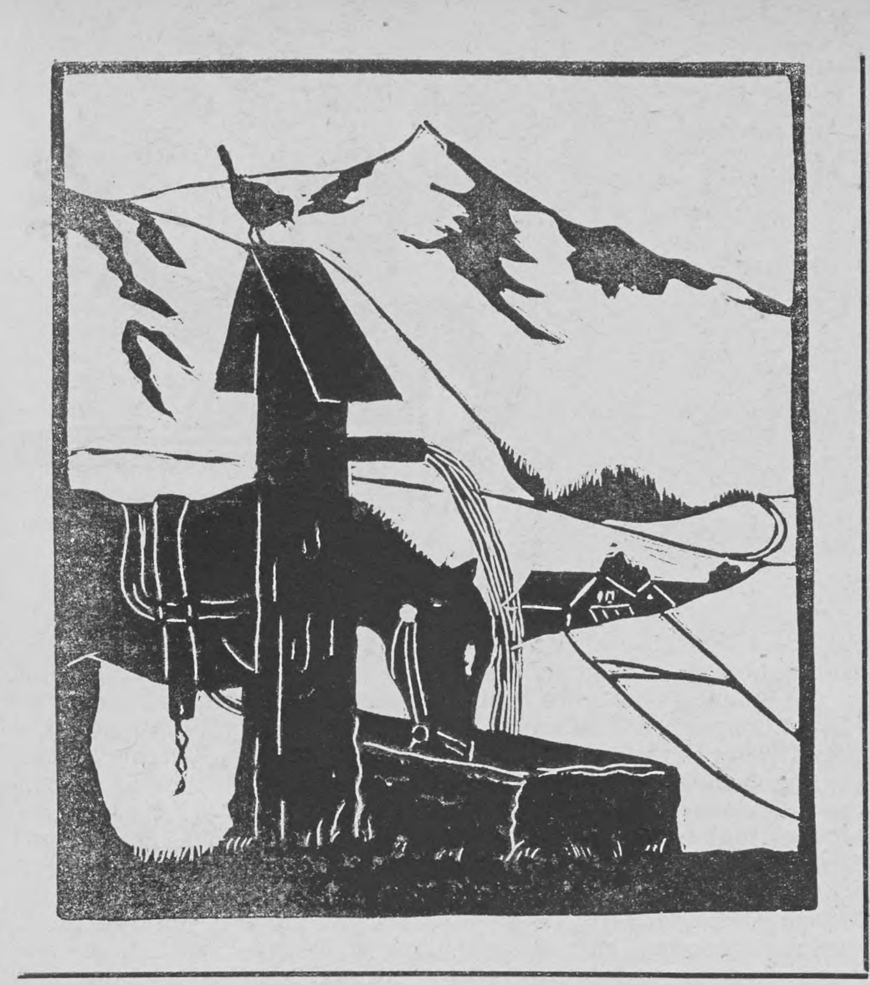
Once Lazarus lay at the rich man's gate
  A horrible, pitiful sight,—
While the sound of laughter and song were heard
  Where the gay guests danced at night.

An orgy of feasting day by day
  On the best that money could buy;
But starving for want of a morsel of food
  With the look of despair in his eye.

Poor Lazarus lay; too weak to rise
  And beg for a bite at the door.
Stray dogs, more merciful than men,
  Licked off those ulcering sores.

He was carted out to a beggar's grave
  But his soul found rest and peace.
But alas, for the one who had wealth and fame!
  His torments will never cease.

Father, forgive us our hardness of heart
  Towards famine-sick millions today;
And give us the grace to share our food
  With the starving poor — while we may.



ly. Tim wouldn't come. He didn't care what happened to her.

Her heart pounded suddenly as she saw a tall man making his way down the aisle in the darkness. But it couldn't be Tim. She must forget him.

Lights were flashed on in the theatre, and the man was Tim. He looked up at the stage, his eyes eager, and Mary was glad he couldn't see her face and know how much she had wanted him to be there.

She walked calmly onto the stage with the other contestants. Her turn was second. Mr. Marvin was down in the front row. He smiled reassuringly at her, clasped his hands and held them over his head. She remembered the touch of those hands on hers in the restaurant, and shuddered.

Mary walked to the center of the stage and stared out at the rows of faces. She smiled at her father and Tim, then began her song. Instantly the theatre was silent. She felt she was making a good impression. This was the way it would be, always. She, up in front of an audience. Tim, in the audience, adoring her from afar.

Jackie nearly died of joy when he heard that Mr. McCully was from an honest-to-goodness ranch. "Gee, oh gee," he said, his blue eyes shining. "I bet it's swell. I sure wish I could—" The light in his eyes faded. "But then, I can't—at least until I'm grown, and that'll be years and years. I pray that I'll be on a real ranch some day."

Mr. McCully turned away quickly, saying gruffly, "I guess we'd better be going."

Mary laid her hand on Jackie's shoulder. "Keep praying," she said. "You never can tell. Wonderful things happen in this world." A hard lump rose in her throat. New York wouldn't be much of anything without Tim and Jackie.

Mary was disappointed when she saw the place where she was to have her audition. Her "big chance" was nothing more than the amateur hour in a small theater. However, there were supposed to be several big radio magnates there.

She was nervous as she stood behind the scenes while the motion picture was being run off. She could see her father easily because his shoulders extended halfway over the edge of the seat. The place next to him was vacant. She supposed he had saved it for Tim. She smiled bitter-

Or, perhaps, no Tim! Suddenly, in the midst of her song, she didn't want that. She wanted Tim, and Arizona, and love. Those were the things that mattered.

Her voice faltered and then, as she reached for a high note, it cracked, and she broke of suddenly. She took a last look out into the audience, and walked from the stage.

Mr. Marvin rushed up to her. "What happened, what happened?" he gasped. "I thought you told me you were so good!"

"I'm sorry," Mary replied calmly. "I was mistaken. Thank you for everything you've done."

And then Tim came up and pushed Mr. Marvin aside. His arms went around Mary, his voice whispering, "I'm so sorry, darling. It was a shame. But don't worry. You'll get another chance."

She rested her head against him and cried, but the tears weren't for her lost ambitions. They were for some vague pleasant dream of her girlhood that was gone, and had nothing to do with the living, vital present.

"Oh no, Tim," she sobbed, "Don't ever let me have another chance. Take me wherever you are, and father and Jackie. I don't ever want to be alone again."

A Sermon by Father O'Mallee



JACK KEARNS

My dearly beloved Brethren:

When I first came to St. Michael's as a brand-new priest forty years ago, I used to write out my talks and memorize every word of them. They were good long sermons in those days, too, as some of you, like Terence McManus down there or Maggie Mulligan beside the pillar over there, may well remember. But in this day and age, what with all the pellmell rushing to go places and not knowing what to do with yourselves when you get there, we have abbreviated the discourses you hear from the pulpits, and no good can come from it, I do believe. For what man who's been picking up mortal sins as fast as a cow licks up buttercups wants to be converted by a puff of a sermon that's over before you have time to say the beads? And sure how can a priest get warmed up in only five or ten minutes? It's just a start he can make.

Why, when I was an altar boy, swinging a censer at old St. Peter's, I remember one sermon that lasted an hour and fifty-five minutes. It was when the Dominicans were giving a mission and it was all about the Rosary. I can still see the ships and the waves and the thunder and lightning he told us about as the infidel Turks were beaten flat at Lepanto, not so much by the intrepid Christians as by the God who rules the storms and the hurricanes. I can remember all he told us about the Holy Father, and him hundreds of miles away in the city of Rome, knowing immediately all about the great victory and no telegraph or radio in those days to let him know.

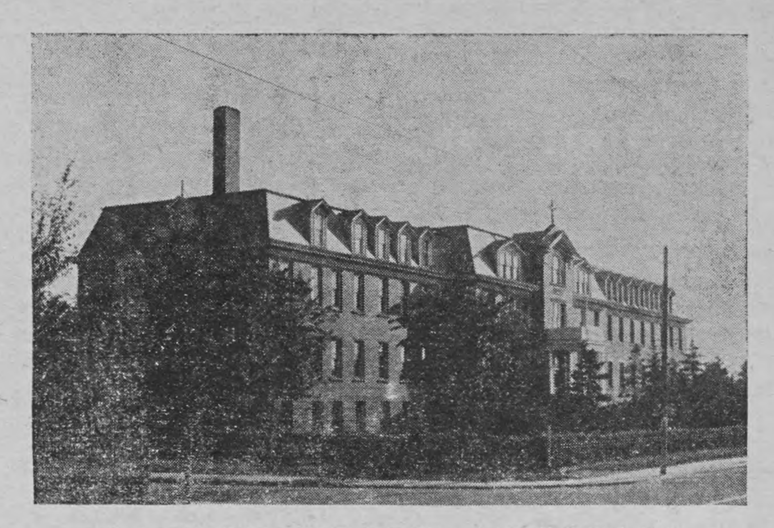
Ah, it's too bad, for unless the great miracle of the preaching of the Gospel to the poor is kept up somehow there'll be no faith left on earth, and you don't know what you are missing, either. Nowadays you run off to the movies or you rush out in your cars God - knows - where, when all the time you could be enjoying real entertainment right in church, hearing illuminating and inspiring sermons if you'd only be willing to stay put and not feel you have to be off in a half hour or so. Wasn't it St. Paul who said that faith cometh by hearing? Well, I've no doubt faith can be lost by not hearing.

It's more necessary today, I do believe, to have good long protracted sermons than it was years ago. For what you need today is a strong antidote for all the vain, worldly and sinful stuff you do be listening to over the radio or reading in the papers or seeing in disreputable magazines. You're bound to be contaminated with all the mud and muck and filthiness if you don't get a good shot of pure doctrine inside you once in a while. Before you know it you'll be thinking it isn't so awful to be corrupt and immoral and that God made the Ten Commandments only for pious people, like Mary O'Connor down there, to observe. You'll be forgetting the solemn obligations you contracted when you received the Sacrament of Holy Matrimony; you'll be neglecting your duty to bring up your children in the fear and love of God.

The first thing you know, you'll be delivered over to what the theologians call "a reprobate sense." That's what the world is afflicted with today, and no mistake. Years ago when a man committed a serious sin, he knew he was guilty and his conscience hurt him at least when he was down with the flu. But now they make up fancy names for sins, and instead of a conscience I don't know what they've got inside them. There's not much hope for a man who deludes himself into glorying in iniquity and

not beating his breast for offending Almighty God, is there now?

As you know very well, our Divine Lord didn't hesitate to consort with sinners and saloon keepers, but He couldn't abide the hypocrisy of the scribes and the pharisees. We have plenty of them with us today. They're the respectable citizens, who have never been in jail, though they serve Mammon and Baal like nobody's business. Outwardly they look clean and spick-and-span because they're always whitewashing themselves, but inwardly they're full of corruption and dead men's bones. Now does anyone here want to be like that? It's bad enough to be a sinner, but if you must sin, at least be honest about it and don't be deceiving yourself by saying that it's old-fashioned to be decent and pure and obedient to the law of God and His Holy Church. Don't be thinking that all the scribes and pharisees this minute are making money in Wall Street, or are the corrupt politicians, or corporation lawyers, or the people who live on Park Avenue. No, unfortunately, there are plenty of them right here in St. Michael's parish. They call themselves liberal Catholics. And what does that mean? It means nothing at all, except that they think the Church of God is out of step with the times and ought to change the unalterable law of God Almighty to suit their whims and fancies. It would be so much nicer if the Church would sanction the kind of lives they are leading and came out and said that divorce and birth control and a whole raft of unmentionable sins were perfectly hunky-dory. In other words, they don't like the way the Church has to condemn their iniquities any more than the scribes and pharisees liked the way Christ condemned them, calling them a brood of vipers. Ah, there's some chance for a decent sinner who strikes his breast and admits his guilt, but what hope is there for anyone who lives a life of sin and pats himself on the back?



SACRED HEART ACADEMY
and
SACRED HEART COLLEGE
REGINA, SASK.

Conducted by the Sisters of Our Lady of Missions

PREPARATORY, ACADEMIC, COLLEGE, COMMERCIAL, ART and MUSIC COURSES

Sacred Heart College is affiliated with the University of Saskatchewan for Second Year Arts, and with the University of Ottawa for the complete course leading to the Degree of Bachelor of Arts.

for further information apply to

Reverend Mother Superior
SACRED HEART ACADEMY
13th Ave., Regina

Reverend Mother Superior
SACRED HEART COLLEGE
Albert Street South, Regina

For a long time now I've been pondering and praying what I should do to keep my parishioners from being duped by such snares as beset you on every hand. You know it's accountable I am for each and everyone of you and I'll have to answer for your eternal salvation. Now wouldn't it be too bad if some of you saw your poor pastor way down in the depths of hell for neglecting his duties as a parish priest? It's a sad fate it would be for me to land in the pit myself after trying my very best to give you all a big boost into Heaven, especially as I do be wanting to leave no stone unturned to help every single one of you, no matter how much of a modern hypocrite you may be, to escape everlasting damnation.

Well, I said, there's one thing certain and that is that most people who call themselves Catholics are dismally ignorant of

their holy religion. Thanks be to God and your generosity, we have a fine parochial school and a high school that's second to none, with a staff of self-annihilating nuns who are better educators than the best any public institution can boast. But, unfortunately, there are still plenty of you who, for one reason or another, don't know the barest outlines of the teaching of the Church of God. It would seem that some of you never opened a penny Catechism, not to mention any other book on religious instruction. Well, I said, that's the long and short of it, and you, Michael O'Mallee, what are you going to do about it?

You may remember, though I suppose most of you don't, that to remedy this crass ignorance on the part of so many of you, about four or five years ago we began a series of instructions on Sunday afternoons, beginning with the articles of the Apostles' Creed. Well, do you know what happened? We had but a sprinkling of folks in the church — and who were they? The very ones wo didn't need it — Mrs. McIntyre, who can recite every word of Butler's Catechism to this very day the way she learned it as a child in Sligo, Peter McGuiness, the president of the St. Vincent de Paul Society, who has the whole set of the Catholic Encyclopedia in his bedroom, Tessie Malanophy, who graduated from Trinity College "summa cum laude," Mrs. Oehlschlager, who reared twelve children and everyone of them a credit to her, and a handful of others like that.

So after trying that out for a few Sundays, I had to call the whole thing off. You either wouldn't or couldn't come. So now what have I decided to do in my effort to dispel your ignorance is to get you when you're here of a Sunday morning, and hereafter, whether you like it or not, you're going to get a reasonable facsimile of a sermon on the Holy Gospel of the day. But just in case there may be some of you who really have to pop out for a legitimate reason, for instance, because your house is on fire, or if some one of your near relatives is dying and can't die in peace till you get there, the sermon will be delivered after the Holy Sacrifice is ended. But don't let any of you try to get out if you don't have valid excuses.

Now this will necessitate some changes in the schedule. Well, we'll still have the six Masses here at St. Michael's, but we'll be needing more time in between them — at least one hour and fifteen minutes. So instead of having Masses on the hour, from six until eleven, as we've been in the custom of having them, hereafter, beginning next Sunday, the Masses will be at 6, 7:15, 8:30, 9:45, 11, and 12:15. Can you remember that? Just in case some of you can't, you'll be finding a printed card in your pew to take home with you. Paste it up somewhere so you can see it.

In this matter I'm asking your usual fine co-operation. I know you'll be giving it to us. I'm no great shakes of a preacher myself, and it's a long time I'll be burning in Purgatory for maundering around up here in the pulpit with telling you some of my stories instead of handing you the straight Gospel and the reflections of Thomas Aquinas, but I have two of the finest boys of curates, who are, as you very well know, excellent preachers. But I'll be taking my turn as usual, and though I'm not as young as I once was and sometimes have rheumatism in my left shoulder, I can still make myself heard by those in the last pews of this holy edifice though the acoustics were never worth a continental. And it's happy I am to tell you that Father Scully will soon be out of the Navy and back with us all once more. I can see that you're all glad to hear that.

Ah, it's proud of most of you I am, having known your fathers and mothers before you and having poured the regenerating waters of Holy Baptism on so many of your foreheads. But some of you, I am sorry to say, have fallen away from your first charity like the Ephesians. It's because I love you all, both the good and the negligent, that I have to be doing a bit of scolding occasionally. Sure I understand very well how for some of you Sunday is your only chance to see the Dodgers or the pro-football games or to catch up on your sleep. Now, though I believe in athletics myself and in occasional relaxation in harmless entertainment, it's not "Who won the ball game?" that St. Peter will be asking you, but "Did you live up to the teachings of your Holy Religion?" But sure how can anyone live up to something he doesn't know anything about?

Think that over now. I haven't time to say any more, even though this is the last Mass, for I have now to read you the Epistle and Holy Gospel so Father O'Tool can go on with the Credo. But don't forget the change in the time of the Masses, beginning next Sunday, so none of you will be having any trouble fulfilling your obligation.

AMUSING

Man is the only animal that can be skinned more than once.

—:—

Flattery is soft soap and soft soap is 90% lye.

—:—

The Bible tells us to love our neighbors, and also to love our enemies; probably because they are generally the same people.

—:—

Some people have no respect for age—unless it's bottled.

—:—

A good wife **makes** a good husband.

it may interest you!

Life a Battle of Love .....

By REV. J. H. GOLDEN

Human as we are and since the flesh rebels against the spirit, our life, from the beginning to the end, is a battle.

God, our Creator, arranged it that way in order that He can exercise His fatherly Love towards the human weaknesses of His children on earth and that they, in return, can show their love and gratitude towards Him, come to Him with childlike trust and, by acting as good children, they may earn for themselves the everlasting glories of heaven.

If God would give us heaven for nothing, would we enjoy it as much as we do when we can say—I earned it?

Since every man has a conscience, a voice that tells him what is right, what is wrong, what he must do and should not do and, since man has a free will to choose between good and evil, between happiness and punishment, his reason forces him to see the purpose of the battle of life — that he is born for something higher than this world.

Our reason tells us also that life is an unusual battle which demands further explanations. Where reason ends, faith steps in and explains. Faith is that degree of human power that goes beyond the intellect. The Grace of Faith is offered to all men, denied to none. Faith teaches us that the Almighty Creator, Who made us without asking our consent, and placed us on the battlefield of life, offers to all men all needed supernatural help to make them happy for time and eternity. All He expects from His children on earth is that they use the reason He has given them in the right way, and that they show their good will. He Himself does the rest. Faith teaches us not only the Wisdom of God, the Love He has for men, His great desire to make them happy with Him forever; it teaches us also God's Justice towards men.

He who hears and accepts the teachings of Christ, and co-operates with His Grace of Salvation, is forced to confess that now, since I have the Divine Light of Faith, I see and understand the things I could not understand before. And . . . how beautiful, how hopeful and logical the teaching of Christ is! Now, it is all clear to me — how this world came into existence — why I am in it — why I must suffer and die — what will happen with me after death — why I have reason to judge myself and all created things according to purpose and value — why I have a voice in me that tells me what is right, what is wrong — why I have a free will to choose for myself whether I want peace and happiness for which my soul longs or — whether I reject it all, rebel against my own reason, keep myself in spiritual darkness, in confusion and misery.

The Divine Light of Faith illuminates the mind, enables it to see and to awaken and to develop mysterious powers that are hidden in the heart and, then, our reason is forced to admit — so it is, so it must be — there is no other explanation possible. God made me to know, to love and to serve Him for a short time in this world and then to become happy with Him forever in heaven.

In order to understand better the wonderful plans of God and to see more clearly our dignity as children of God, just consider for a moment what a dull life it would be if we had to live in this world like the animals do!

But to us God gave reason and will power, not only to work out our final eternal destination, but to keep us busy and to make us happy even now while we are still in this world.

And yet, although reason tells us — be wise and good to yourselves, how many people live and act contrary to their reason, making life miserable for themselves and for others! In their pride and self-adoration they consider it weakness to humble themselves and to pray: Lord, give me light and strength to see and to do Thy Will.

O the folly of men! To know that life is a battle of love and yet to hate themselves and their Creator!

NEW SUBSCRIPTION RATES

1 year subscription	$2.00
2 year subscription	3.60
3 year subscription	5.00

PAYABLE IN ADVANCE

Receipts will be sent by return mail.

One World in Charity

LENTEN PASTORAL OF 1946

By His Excellency
The Most Reverend Aloisius J. Muench, D.D.
Bishop of Fargo.

(Concluded in this issue)

But instead of promoting interests of religion evil forces push them into the background and even completely stifle them. In all Russia there is but one Catholic priest, and he is there because he enjoys the extraterritorial rights and privileges of the French Embassy. Polish bishops of the Byzantine Rite have been driven into exile, or are languishing in prison. Of the Latin Metropolitan Sees in Poland only two still have their Ordinaries. Poland today has less than half of its full total of fifty-one bishops. The Church is allowed to do her work only under severe limitations. Catholic schools are practically non-existent. The Church has no right to exist except as a stooge of the State. Conditions in the Baltic States are no less horrible. Russian communists "promoted beliefs and practices incompatible with Christian teaching, sought to subvert the influence of the churches over the people, expelled the teaching of religion from all schools, and reshaped the educational system and particularly the education and training of Lithuanian, Latvian, and Estonian youths on a progressively militarized footing and for the object of maintaining a dictatorship of one, single Communist Party." (Lithuanian-American Congress, Policy Declarations and Resolutions, Cf. Congressional Record, Dec. 13, 1945, p. A5911). Similar treatment is accorded religion in the Balkan States. The news on religious persecution that succeeds in escaping from there over the walls of censorship is shocking.

Important above all other things of importance, religion is given no consideration in any of the conferences of the Big Powers. Statesmen seem not to realize that, instead of building a solid mansion of peace, they are but erecting a tower of Babel. Much is said of the need of reeducating the enemy in democracy, but it hardly occurs to the advocates of such a program that education without religion will not serve the cause of democracy well. Much is said, too, of reconversion in the business world, but hardly a word is breathed of the need of reconversion to moral and spiritual values. Occasionally men of affairs call attention to the need of a return to God, but their voice is like that of one crying in the wilderness.

How can there be a new order in Christ, if in the affairs of nations there is not even as much as a thought of Christ? Secularism, divorcing religion from the affairs of men, yesterday sowed the wind, and today reaps the whirlwind. Ruins are piled up everywhere.

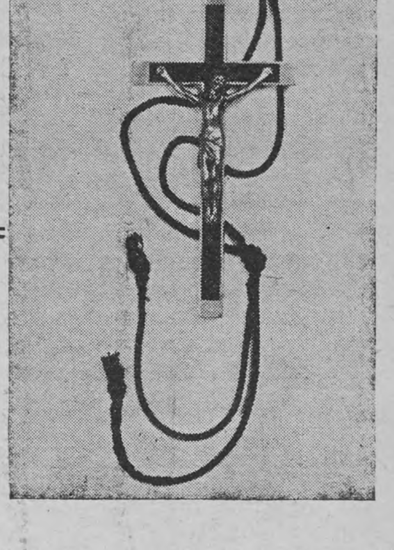
For building a new order in Christ, good will, reciprocal confidence in all peoples, and collaboration of all are the imperative need of the present hour. Therefore, "motives of hate, vengeance, rivalry, antagonism, unfair and dishonest competition must be kept out of political and economic debates and decisions." (Pius XII, Christmas Message, 1945). This demands that fairness toward all nations, big and small, must be observed. Apt are the words of the Sacred Writer: "Who can say, my heart is clean, I am pure from sin? Diverse weights and diverse measures, both are abominable before God." (Proverbs 20, 9-10). The different standards of justice used in international relations are one of the abominations of the times, a real menace to peace.

For building a new order in Christ, respect for truth must be restored. Lying propaganda and arbitrary censorship have created one-sided judgments and false assertions, and have misled public opinion so that the electorate sways in its ideas like reeds shaken by the wind. (Pius XII, ibid.) War propaganda tells only one side of the story; it is at best a half-truth. In other instances, it deliberately uses untruths to mislead the enemy, or to build up home morale, or to cover up blunders in administration. Another species of untruth is based on a misuse of words for the purpose of confusing the thinking of men. Lenin advocated this method as a device of revolution, and his present-day followers are using it with no little effect in foreign policy negotiations.

For the building of a new order in Christ, finally, the totalitarian state, whose strength is "cruel and bloody tyranny" must be eliminated, Such a state lowers man to a mere pawn in the game of politics and makes him a cipher in economic calculations. In relations with other nations it changes frontiers with a stroke of the pen, deprives people of natural outlets for the products of their industry, and drives millions of men from homes and lands, tearing them out by the roots and wrenching them from a civilization and a



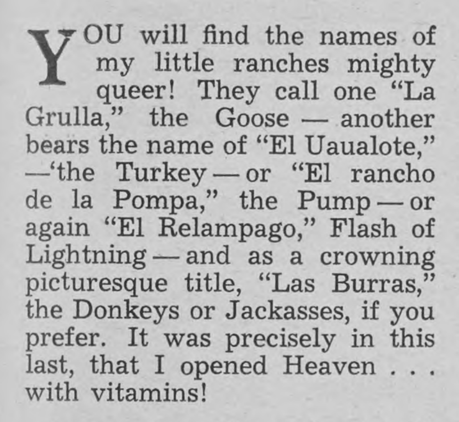
with our lay-missionaries



I GAVE HIM HEAVEN . . .

With a Spoonful of Vitamins!

By JOHN SAUVAGEAU, O.M.I.



YOU will find the names of my little ranches mighty queer! They call one "La Grulla," the Goose — another bears the name of "El Uaualote," —'the Turkey — or "El rancho de la Pompa," the Pump — or again "El Relampago," Flash of Lightning — and as a crowning picturesque title, "Las Burras," the Donkeys or Jackasses, if you prefer. It was precisely in this last, that I opened Heaven . . . with vitamins!

It must have been about half-past eleven, when I was alone in the Mercedes rectory, waiting patiently, that stifling night, for the refreshing breeze from the Gulf of Mexico to cool me off before going to bed, when suddenly, zing! the bell rang raucously, without taking a breath. Good heavens! That must be an accident call! I ran to the door, only to discover there was no accident, but a ranchero, a ranchman, standing there, his finger still persistently on the button. I could distinguish nothing very well in the dark save two flowing moustaches, Clemenceau style, beneath a sombrero.

"Buenas Noches!"—Good evening! — I said to him. "What brings you here at this hour?"

"My brother is very sick , . . very sick! He wants to see you!"

Very sick may mean anything from a child with the measels to an old woman awaiting the call of the Reaper. The only way of learning the seriousness of the illness is to go to the spot.

"Where does your brother live?"

"Al Rancho de las Burras, Padrecito," the good man replied.

Then, I was on my way to the Donkeys Ranch, twenty-four miles distant, hoping my old man would be alive when I reached there.

Through a maze of winding "dirt" roads we drove in my "kicking" Ford, far from comfortable, but, I may add, how much worse was it for our Divine Master as He walked over the dusty roads of Palestine!

But there we were at the Donkeys Ranch! Nothing striking, I assure you. No sky-scraper, not even a two-story house! . . . But inside, dwelt a good, big-hearted family.

I asked my guide, "Where does your brother live?"

"In the house over there, where the lamp is burning."

Guided by the little flame, I hurried over, knocked on the door, and heard a faint voice ask, "Who's there?"

"It is the Padre."

I entered the little house of baked brick covered with whitewash. What met my searching eye? The bed was empty! The only living person was a good old man, swinging back and

---

culture which they had striven generations to cultivate. Arbitrarily it sets bounds to the desire of men to migrate to other lands and to colonize them. "All this constitutes a policy contrary to the dignity and welfare of the human race." (Pius XII, ibid.)

If men submitted themselves to the law of love of God and of neighbor, evil forces such as have destroyed peace on earth would be disarmed of their strength. In his Christmas Tree address President Truman rightly remarked: "In love, which is the very essence of the message of the Prince of Peace, the world would find a solution of all its ills."

We all must work harder than ever to make Christ's law of love prevail in our hearts and in the hearts of others so that through it we may help to create One World in Charity.

forth in a rocking chair, smoking a black cigar, which I suspected must have been stronger than a stick of dynamite!

"But where is the sick man?" I exclaimed.

The occupant of the rocking chair answered that he was the one who sent for me.

Here was a good one! An old coager rocking and smoking away, sending for the priest that hour of the night! I could not repress the question:

"How is it that you are not in bed?"

"I am sick, very sick!" he replied. "But when I found myself alone in the house, I made up my mind to get up and smoke a good cigar. The doctor forbids me smoking, but what does he know about it!"

Then I ventured to ask the grave question, "Do you want to make your confession?"

"No."

He need not have said it, for at the word confession, his forehead wrinkled and his black eyebrows knitted.

"Make my confession? No, Padrecito!"

That was decisive enough! The old fellow had called the priest from a distance of twenty-four miles without any intention of receiving the sacrament of penance! What then, did he want?

"Look here, Padrecito, I'll tell you the truth. I didn't send for you to hear my confession. My niece bought me a bottle, and as all the writing on it is in English, I thought you could translate it into Spanish for me."

So saying, he presented to me a little brown bottle. I admit that, for a moment, I stood stunned, gazing at the said bottle, and remarked, "Well that beats out all four aces!" But now that I was on the spot, why not help the old man?

"That's a very good medicine, you have there, Senor; it is very powerful," and I proceeded to prepare it. There was no prescription on the label; it was just a bottle of vitamins. I poured a little water in a cup and added a few drops of the liquid vitamins, meanwhile chatting with the patient and winning his confidence. I learned he had never been married by a priest; a civil judge performed the ceremony. I also learned that he had not approached the sacraments since his first Communion, forty-three years ago!

Finally the medicine was ready; the old man took the cup in his trembling hands and gulped down the contents, then raised his brown eyes above the rim of the cup, a look of gratitude resting on my face.

"Usted muy bueno, Padrecito! You are very kind, Father," he said, as he kissed my hand and went on kissing up to the elbow. "From now on, I am at your service. You will always find a friend and servant in Alejandro de la Pena!"

This was an opportunity I did not let slip by.

"There is something you can do for me, Senor, which will make me very happy."

"What?" he asked in quite a decided tone.

"Make your confession."

And then Alejandro answered with a smile:

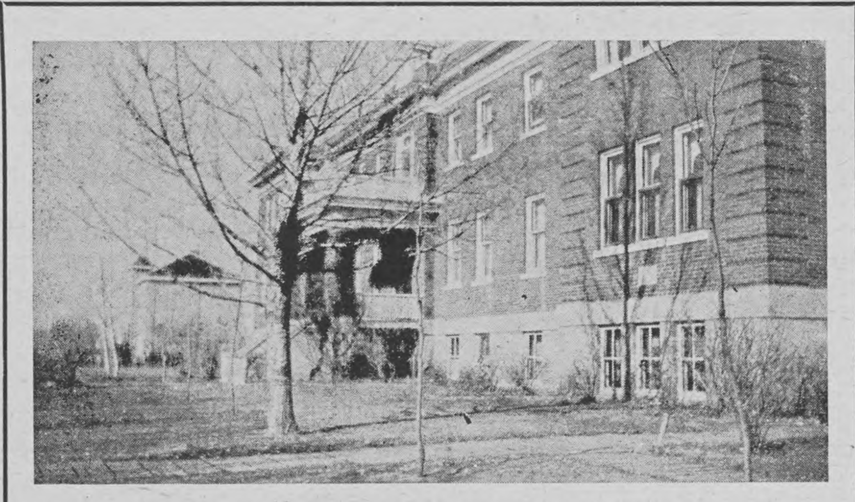
"There, you've got me, Padrecito!"

With all sincerity, the good man made his confession, after which I called his wife, visiting her relatives nearby. Outside the house, under the stars, I heard the lady's confession, the Angels smiling above. In the presence of two witnesses, I married Alejandro and his wife, by the bonds of Christian marriage.

My heart beat with joy as I cast a grateful glance on my Oblate crucifix ... and the little bottle of vitamins ... !

A month later Don Alejandro left the little ranch of Las Burras for the Eternal Ranch lost in the stars ...

Verily, I gave him heaven with a spoonful of vitamins!



HOLY FAMILY CONVENT

Ursuline Sisters

VIBANK, Saskatchewan

Boarding School for Girls

Complete Public and High School Courses as prescribed by the Department of Education of Saskatchewan. Music (Toronto Conservatory), Commercial. Art may be taken as a Grade XI subject. An extensive campus affords healthy out-door sports.

The Question Box

Only signed letters will be answered

I have a very dear friend who is divorced from her husband. Her husband married again. She is keeping company with a man who is separated from his wife and trying to get a divorce. They are all of middle age. Both this man and she receive the sacraments of the Church every month. Is that permissible? I was under the impression once divorced one cannot receive Holy Communion. By answering this you will greatly oblige one of your subscribers.

The complete answer to your question will require more facts of the case. However, this much may be said. It is not divorce, especially when obtained with proper permission, which bars one from the reception of the sacraments, but attempting a second marriage while the bond of the first marriage still exists. Now, in regard to your question, I should like to know whether the first marriage of these two parties was valid. If the first marriage was a true and valid one, then they might, with sufficient reason and with permission, obtain a civil separation (divorce), and still receive the sacraments as long as they persist in living thus. If their first marriage was invalid in the eyes of the Church for some reason, they might obtain a civil divorce and then marry each other according to the laws of the Church, and continue receiving the sacraments.

Can those who believe only part of what the Catholic Church teaches and part of the Protestant teachings be saved if they believe they are right in believing these things?

We are not at liberty to believe anything we like and reject what we do not like. It is our duty and the duty of everyone to believe all that God has revealed, and to live according to that belief. Now, as a supposition, if a person sincerely thinks that what he believes is what God wishes him to believe and if he lives according to that belief, he can be saved. Of course he must be in the state of grace at the moment of death. As Catholics it is not a question of selecting but of being willing to accept all truth and of trying to do all that God commands. In this respect our attitude toward religious doctrine is certainly different from that of the non-Catholic, also the Protestant non-Catholic.

Could you list the names of all the Catholic movie stars?

The following is a partial list of Catholic movie stars: Bing Crosby, Pat O'Brien, Tyrone Power, Charles Boyer, Lou Costello, Paul Henreid, Don Ameche, J. Carrol Naish, Frank Puglia, Phil Regan, William Gargan, Joseph Calleia, Phillip Dorn, Jimmy Cagney, George Murphy, Donald O'Connor, Eddie Bracken, Arturo de Cordova, Stanley Clements, Brian Donlevy, Gene Lockhart, Lloyd Nolan, Jimmy McHugh, Dezi Arnez, Regis Toomey, Anthony Quinn, Fortunio Bonanova, Jimmy Gleason, Frank Sinatra, Irene Dunne, Jennifer Jones, Sara Allgood, Joan Leslie, Geraldine Fitzgerald, Ida Lupino, Bonita Branville, Rita Hayworth, Lucille Ball, Joan Carroll, Sharon McManus, Maureen O'Hara, Maureen O'Sullivan, June Lockhart, Peggy Ryan, Loretta Young, Margaret O'Brien and Catherine McLeod.

I must admit that some of these have not given good example as practical Catholics.

I have been married for three years and five months. But I have been troubled by one thing. At the time of my marriage neither my husband nor I received Holy Communion, although it was a Catholic Church. Does that make it a sin or does it make us less married?

I presume you mean that you did not receive Holy Communion the morning you were married. Naturally it is proper to receive the sacrament of holy matrimony during Mass and also to receive Holy Communion, but these are not necessary for the validity of the sacrament of matrimony.

Campion College

REGINA, SASK.

Second Year Arts' Course

(Affiliated with University of Saskatchewan)

REOPENS SEPT. 24, 1946

* * *

High School Reopening

SEPTEMBER 18th, 1946

* * *

For particulars write immediately to Dean of Studies.

Have you heard these?

She was tucking her grandson into bed.

"Shall I tell you a bedtime story?" she whispered.

"Not tonight, grandma," the child murmured.

"Then, shall I sing a lullaby?"

"No," replied the child. "Suppose you go away and let me get some sleep."

* * *

In a horribly nervous condition, the young bridegroom appealed to the clergyman in a loud whisper at the close of the ceremony:

"Is it kisstomary to cuss the bride?"

The clergyman replied: "Not soon, but yet."

* * *

A man spending a night at a hotel in a small Southern town, told the porter that he wanted to be called early in the morning.

"Say, boss," replied the porter, "I recon yo' ain't familiar wid dese heah modern inventions. When yo' wants to be called in de mawnin' all yo' has to do is to press de button at de head of yo' bed. Den we comes up and calls yo'."

* * *

I had been sitting in the doctor's waiting room a long time. Every chair was filled and some patients were standing. There was desultory conversation, but after a while silence fell and we sat waiting — waiting — waiting. Finally an old man stood up wearily and remarked, "Well, guess I'll go home and die a natural death."

First Drunk: "We're getting closer to town."

Second Drunk: "How can you tell?"

First Drunk: "We're hitting more people."

* * *

There was a new brakeman on that railroad in Wales which goes to that place called Llanfairfechanpwllgyllgagerogoch.

When the train reached this station the brakeman — who had never mastered the pronunciation of the name — pointed to the sign and bellowed: "If there's anybody here for there, this is it."

* * *

"Well, what do you think of our little town?"

"It certainly is unique."

"What do you mean by 'unique'?"

"It's from the Latin 'unus' meaning 'one' and 'equus' meaning 'horse'."

* * *

First Hill-Billy: "Howdy, Joe, me and Ed just found the body of a dead man over there in the holler and we thought maybe it was you."

Second One: "What'd he look like?"

First: "He was about your build, and —"

Second: "Did he have on a flannel shirt?"

First: "Yup."

Second: "Did it have black checks on it?"

First: "Nope, it was plain."

Second, closing the door: "Nope, it wasn't me."

Purity Meat Market
WM. FRIEDRICH, Inhaber.
Frisches und geräuchertes
Fleisch, Speck, Schinken und Wurst
immer frisch auf Lager
Phone 5977

HOME GROCERY
It's a Pleasure
To Serve You
PHONE 6276
1035—11th Ave. — Regina
CHRIS. KIRCHNER, Prop.

GEREIN & HEALD
Barristers, Solicitors and Notaries
A. B. Gerein, B.A., LL.B
D. V. Heald, B.A., LL.B.
401 Kerr Blk. Phone 4105

MID-WEST COAL COMPANY
COAL WOOD
"Built for Service"
H. WINGERT, Prop.
Burn GLO-COAL
—Best by Test
Office 5166 - Phone Residence 29029

Small child (who has been repeatedly knocked over by the sea): "I don't fink these silly waves want me in their sea, Mummy."

The Student's Burse . . .

Amount Previously Acknowledged	$1,829.10
Mrs. E. Radigh, Regina, Sask.	2.00
A Friend, Kerrobert, Sask.	2.00
Miss B. Hudec, Vancouver, B.C.	1.00
A Friend, Arbuthnot, Sask.	2.00
A Friend, Regina, Sask.	1.00
	$1,837.10

Please send your contributions to:

The Director of the Missionary Association of Mary Immaculate
c/o Marian Press—924 Victoria Ave.,
Regina, Sask.

"Queen of the Prairie Series"

A correspondence course of Catholic religious instruction on the Apostles' Creed by the Sisters of Service.

This course consists of twenty-eight leaflet lessons, each lesson accompanied by a set of objective questions.

For further information please write to the

SISTERS OF SERVICE
2220 Cameron St. Regina, Sask.

INSIST ON
Perfectly Pasteurized Dairy Products
and
Delicious "Purity" Ice Cream
"QUALITY YOU CAN TASTE"
THE PURITY DAIRY LTD.
Phone 7641

MODERN RADIATOR SERVICE
Radiators Cleaned, Recored and Repaired
for all makes of cars
Phone 6156
A. MACHT and **A. FOLK**
1932 Albert St. Regina, Sask.

Renew your subscription promptly. When moving send in both old and new addresses.



An Appropriate and Pleasing

PRESENT or GIFT

for a

BIRTHDAY, WEDDING or FEASTDAY

for a Relative or Friend is a year's Subscription to

THE MARIENBOTE

Please send The Marienbote for one year to:

Name ....

Address ....

Enclosed you will find $2.00—also please mail a gift letter stating that the magazine is being sent with the compliments and best wishes of:

Name ....

Address ....

